

The Center for Research Libraries scans to provide digital delivery of its holdings. In some cases problems with the quality of the original document or microfilm reproduction may result in a lower quality scan, but it will be legible. In some cases pages may be damaged or missing. Files include OCR (machine searchable text) when the quality of the scan and the language or format of the text allows.

If preferred, you may request a loan by contacting Center for Research Libraries through your Interlibrary Loan Office.

Rights and usage

Materials digitized by the Center for Research Libraries are intended for the personal educational and research use of students, scholars, and other researchers of the CRL member community. Copyrighted images and texts are not to be reproduced, displayed, distributed, broadcast, or downloaded for other purposes without the expressed, written permission of the copyright owner.

Center for Research Libraries

Scan Date: May 29, 2012

Identifier: d-n-000090`



Center *for* Research Libraries

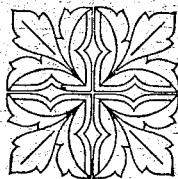
.....
GLOBAL RESOURCES NETWORK

P-00555667

Empfindung u. Gefühl

bei Kant, Herbart, Th. Lipps
und C. Stumpf.

von
Johann Nalbach.



1913.

Druck: C. F. Faubel (H. Koch) Wechta i. D.

Empfindung u. Gefühl

bei Kant, Herbart, Th. Lipps
und C. Stumpf.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

genehmigt

von der Philosophischen Fakultät

der

Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität

zu Bonn.

Von

Johann Malbach

aus Geislauntern (Kreis Saarbrücken).

Promoviert am 5. März 1913.

Wetzlar i. Odbg. 1913.

Druck von C. F. Hauvel (H. Koch).

Berichterstatter:

Professor Dr. Ad. Dyroff.

Meiner Frau.

Vorbemerkung.

Es kann nicht meine Absicht sein, eine lückenlose Entwicklung des Gefühlsproblems bis zu Titchener einschließlich darzustellen. Vielmehr will ich ausschließlich darstellen, wie einige hervorragende Philosophen das so schwer zu bestimmende Verhältniß zwischen Empfindung und Gefühl aufgefaßt haben.



Empfindung u. Gefühl

bei Kant, Herbart, Th. Lipps und
C. Stumpf.

Literaturverzeichnis.

- J. Kants sämtliche Werke, herausgegeben von Karl Rosen-
franz u. Fr. W. Schubert, Leipzig 1838—1842.
- A. Palme, J. G. Sulzers Psychologie und die Anfänge
der Dreivermögenslehre, Berlin 1905.
- J. Fr. Herbarts sämtliche Werke, herausgegeben von
G. Hartenstein, Leipzig 1850—1852.
- J. J. Wolf, J. Fr. Herbarts Pädagogische Schriften
I. Band, Paderborn 1891.
- Th. Ziehen, Das Verhältnis der Herbartschen Psychologie
zur physiologisch = experimentellen Psychologie,
Berlin 1911.
- Friedr. Ed. Beneke, Die neue Psychologie, Berlin, Posen
und Bamberg 1845.
- Friedr. Ed. Beneke, Erfahrungsseelenlehre als Grund-
lage alles Wissens, Berlin 1820.
- Th. Lipps: Grundtatsachen des Seelenlebens, Bonn 1883.
Komik und Humor, Leipzig 1898. Das Selbst-
bewußtsein; Empfindung und Gefühl, Wies-
baden 1901. Zeitfaden der Psychologie, Leipzig
1906. Vom Fühlen, Wollen und Denken,
Leipzig 1907.

G. Stumpf, Über Gefühlsempfindungen, Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane 1907.

Franz Brentano, Psychologie vom empirischen Standpunkte, Leipzig 1874.

J. Orth, Gefühl und Bewußtseinslage, Berlin 1903.

Kate Gordon, Über das Gedächtnis für affektiv bestimmte Eindrücke, Bericht über den Kongreß für experimentelle Psychologie, Gießen 1904.

U. Dyroff, Das Selbstgefühl, Philosophisches Jahrbuch 1904.

G. Hagemann, Psychologie, 7. Aufl. von U. Dyroff, Freiburg i. Br. 1905.

Fr. Wilhelm, Die Lehre vom Gefühl in der Psychologie der letzten 10 Jahre, Langensalza 1907.

D. Külpe, Grundriß der Psychologie, Leipzig 1893.

D. Külpe, Einleitung in die Philosophie, Leipzig 1907.

G. F. Lipps, Grundriß der Psychophysik, Leipzig 1909.

E. B. Titchener, Lehrbuch der Psychologie, übersetzt von D. Klemm, Leipzig 1910.

J. Mehmke, Zur Lehre vom Gemüt, Leipzig 1911.

Th. Ziegler, Das Gefühl, eine psychologische Untersuchung, Berlin und Leipzig 1912.

Otto von der Pfordten, Empfindung und Gefühl, Zeitschrift für Psychologie, Leipzig 1912.

Bernh. Koch, Experimentelle Untersuchungen über die elementaren Gefühlsqualitäten, in „Pädagogisch-Psychologische Forschungen“ von E. Meumann und Scheibner, Leipzig 1913.

Inhaltsangabe.

	Seite
I. Einleitendes	1
II. Die Auffassung einzelner Philosophen	
1. Kant:	
A. Fundamente der Unterscheidung zwischen Empfindung und Gefühl:	
1. Objektivität der Empfindung und Sub- jektivität des Gefühls;	5
2. Verhältnis der Empfindung und des Gefühls zum Erkennen;	8
3. Verhältnis der Empfindung zum Sein.	9
B. Zusammenhang der Begriffe Empfindung und Gefühl in Kants System.	9
C. Kritik.	13
2. Herbart:	
A. Unterscheidung der Begriffe Empfindung und Gefühl:	
1. Verhältnis von Empfindung und Gefühl;	17
2. Intensität u. Qualität der Empfindung;	18
3. Das räumliche Vorstellen;	19
4. Verhältnis von Empfindung zum Sein und Erkennen;	21
5. Verhältnis von Fühlen und Vorstellen.	22
B. Zusammenhang der Begriffe Empfindung und Gefühl in Herbarts System.	25
C. Kritik.	29

3. Th. Lipps:

Seite

A. Empfindung:

1. Empfindungsinhalt, Empfinden und Wahrnehmen; 34
2. Objektivität der Empfindung; . . . 35
3. Empfindung im Verhältnis zum Erkennen und Sein; 36
4. Qualität u. Intensität der Empfindung; 37
5. Bewusste und unbewusste, subjektive und objektive Empfindungen. 37

B. Gefühle:

1. Subjektivität der Gefühle; 39
2. Die Gefühlrichtung von Lust u. Unlust:
 - a) Bedeutung von Lust und Unlust; . 39
 - b) Gegenständliche Gefühle; 41
 - c) Selbstgefühle; 44
 - d) Einfühlung; 45
3. Die Strebungs- und Widerstrebingse-
gefühle; 47
4. Zusammenhang der beiden Gefühl-
richtungen; 48
5. Affekt. 50

C. Kritik. 50

4. Stumpf:

- A. Bekämpfung der Wundtschen und der Kant-
Lippschen Gefühlstheorie. 62
- B. Begriff seiner Gefühlsempfindung. . . . 64
- C. Die einzelnen Gefühlsempfindungen. . . 64
- D. Vorstellbarkeit der Gefühlsempfindung und
Indifferenz der Empfindung. 65
- E. Kritik. 66

III. Schluß 72

I. Einleitendes.

Die Trennung der Gefühle von den Empfindungen ist in der heutigen Psychologie im allgemeinen eine feste. Eine Vermengung beider wird nicht so leicht wieder drohen, wenn schon C. Stumpf im Anschluß an Franz Brentano in neuerer Zeit den eigenartigen Begriff der Gefühlsempfindungen aufstellte und eine von allen angenommene Charakteristik beider psychischen Klassen noch nicht vorhanden ist.

Die Ursachen dieses eigentümlichen Zustandes bestehen nicht nur in den großen sachlichen Schwierigkeiten, denen die wissenschaftliche Kunst der psychologischen Charakteristik hier mehr noch als sonst unterliegt, sondern auch in geschichtlichen Verhältnissen. Einteilungen sind bekanntlich von den Gesichtspunkten abhängig, unter denen sie erfolgen. Insofern ist es schon von vornherein als möglich anzusehen, daß die psychischen Vorgänge oder die Bewußtseinsinhalte verschiedenen Einteilungsgründen unterstellt werden und somit auch die Ausdrücke Empfindung und Gefühl eine wechselnde Färbung erlangen.

Die in den Sprachen niedergelegte Psychologie der außerwissenschaftlichen Beobachtung des Volkes liebt, auch dies ist eine bekannte Tatsache, die Verwischung der logisch strengen Grenzen. Man denke nur etwa an die mannigfachen Bedeutungen des Wortes „sentire“ und „sensus“ im Lateinischen. Die antike Philosophie hat weder bei den Stoikern und Epikureern, die in der Psychologie einer genaueren Analyse eher Hindernisse in den Weg legten, als

daß sie eine solche förderten, noch auch bei Platon und Aristoteles genügende Arbeit an unsern beiden Begriffen geleistet, obwohl von den letzteren bemerkenswerte Ansätze gemacht wurden. Der Psychologie der an die Antike anschließenden Jahrhunderte scheint an einem reinlichen Gegensatz nicht viel gelegen zu sein. Die Hochscholastik hatte von Aristoteles einen nach heutiger Auffassung ungewöhnlich weiten Begriff des Psychischen übernommen und stellte ihre Aufmerksamkeit vorzüglich auf die verschiedenen Vermögen ein; darum besaß für sie der uns beschäftigende enge Gegensatz nicht die große Bedeutung, die er heute besitzt. „Die Gefühle (*émotions*) sind Regungen des Willens, das sich nach einem Gute hin- oder von einem Übel abwendet. Die Empfindungen der Lust oder der Unlust rühren her von der Erfassung jener dem empfindenden Subjekte widerfahrenden Anziehung oder Zurückstoßung“, so umschreibt ein Ne Thomist Thomas, Lehre vom Gemüt.¹⁾

Nicht viel anders steht es bei Descartes und Spinoza. Ihre wie Lockes Auffassung verdienen indes eine historische Darstellung. Ein grelles Schlaglicht wirft auf die Lage des Problems die Behandlung, die den Empfindungen und Gefühlen im Zusammenhang der erkenntnistheoretischen Frage nach dem Werte der sekundären Sinnesqualitäten bei Locke und bei Berkeley zuteil wird. Während beide Denker die Gefühle sonst auch als Wirkungen von Empfindungen betrachten, (Locke, *Essay* II 7 § 1, Berkeley, *Principles* § 1), also doch einigermaßen unterscheiden, folgern sie nicht nur aus der anerkannten Subjektivität der Gefühle die der Empfindungen, sondern auch aus der Subjektivität der Gefühlsqualitäten die der sekundären Empfindungs-

¹⁾ Dr. Mercier, *Psychologie*. Deutsch von L. Gabrich, Rempten 1905 I S. 323. Vgl. Thomas *Quaest. disp. de verit. qu.* 25 u. 26 über „Gefühl“ bei den Mystikern f. Orth S. 6.

qualitäten (Bocke, Essay II §§ 13, 16 ff. Berkeley, Principles § 3). So richtig der letzte Satz in sich ist, so würde doch eine schärfere Charakteristik beider Arten von Inhalten dem Analogieschluß viel von seiner Wahrscheinlichkeit genommen und eine falsche Ausdehnung auf das Reale verhütet haben. Auch Hume zieht in seiner Assoziationslehre wie in der Auseinandersetzung über die „Passionen“ keine strengen Grenzen zwischen Empfindung und Gefühl.

Es kann sonach der deutschen Sprache kaum verargt werden, wenn sie lange Zeit beide Worte vermischt gebrauchte, so daß heute noch eine terminologisch folgerichtige Verwendung beider Ausdrücke nicht durchzuführen ist.

Im Mittelalter pflegte der landläufige Sprachgebrauch unter Fühlen mehr ein Wahrnehmen durch den Tastsinn und unter Empfinden ein Wahrnehmen durch die inneren Sinne zu verstehen. So haftet auch heute noch dem Worte Fühlen vielfach der Charakter des Sinnlichen, dem Worte Empfinden das Gepräge des Geistigen an. Unter Fühlen wird aber im Gegensatz zum Empfinden oft ein undeutliches Erkennen verstanden. Dafür zeugen besonders dichterische Aussprüche. So sagt Lessing: „Das Kind fühlt das Unrecht wohl, allein weil es Kind ist, weiß es das Unrecht nicht auseinander zu setzen“ (XII, 579), und Klopstock: „Ich sah sie an, mein Leben hing mit diesem Blick an ihrem Leben; ich fühlt' es wohl und wußt' es nicht“ (I, 105). Wenn Goethes Faust auf Gretchens Frage „Glaubst Du an Gott?“ antwortet:

„Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn?
Wer empfinden
Und sich unterwinden
Zu sagen: ich glaub' ihn nicht,“

so verweist er damit im Anschluß an Herder ¹⁾ (und Jacobi?) seinen Gottesglauben ausschließlich in den Bereich des Gefühls. Er fühlt einen Gott, doch er mag ihn nicht nennen, denn „Name ist Schall und Rauch.“ ²⁾ Die Lösung der Romantiker, die das Dunkle, Rätselhafte und Unerklärliche fesselt, ist das Gefühl.

An den Stand des Sprachgebrauchs im 18. Jahrhundert knüpft der erste Versuch der Läuterung des Verhältnisses an. Auch die Wolffsche Schule hatte das Gefühl als dunkle Erkenntnis gewertet (Orth 7). Die Erkenntnis, daß die emotionellen Zustände der Seele neben die intellektuellen Vorgänge als gleichberechtigt zu treten haben, ist Sulzers größtes Verdienst. Bei ihm laufen 2 Auffassungen über das Gefühl nebeneinander her: bald führt er es unmittelbar auf die Vorstellungskraft zurück, bald nur mittelbar (Palme 29, 30). Hier darf jedoch nicht übersehen werden, daß auch bei Rousseau und mehr noch bei Hume das Gefühl (sentiment, feeling) die Rolle einer starken, lebensmächtigen intuitiven Erkenntnis übernimmt.

¹⁾ Vgl. Günther Jacoby, Herder als Faust. Leipzig 1911 S. 359 ff.

²⁾ Es ist ziemlich gleichgültig, welchen Autor des 18. Jahrh. man aufschlägt, immer wieder begegnet man einem wechselnden Gebrauch beider Worte. Gelegentlich trifft der Autor dann natürlich auch den heutigen Sprachgebrauch; s. z. B. Konrad Labrone, Über einfache und zusammengesetzte Schönheit. Mainz 1784 S. 47 Gelaut (S. 44 Töne usw.) als „Empfindung u. S. 44 Gefühl“ als Lust-, Unlustgefühl (= Ästhetischer Geschmack S. 51, 40? vgl. „Schönheit fühlen“ S. 41); aber auch Gefühl=Taßsinn S. 22 ff.

II. Die Auffassung einzelner Philosophen.

1. Kant.

Die erste scharfe Trennung der beiden Begriffe „Empfindung“ u. „Gefühl“ rührt von Kant her. Schon in der Dreiteilung der Seelenvermögen, die er bekanntlich von Tetens (Philos. Versuche über die menschliche Natur und ihre Entwicklung, Leipzig 1777 I 619 f) übernommen hat und über die er sich zum 1. Male bestimmt äußert in einem Briefe an Reinhold vom 28. Dezember 1787, liegt sie vor. Aber noch bestimmter arbeitet er sie in der „Kritik der Urteilskraft“ vom Jahre 1790 heraus.

In der „Analytik des Schönen“, wo er die Gelegenheit wahrnimmt, „eine ganz gewöhnliche Verwechslung der doppelten Bedeutung, die das Wort Empfindung haben kann, zu rügen und darauf aufmerksam zu machen“ (Krit. d. Urte. 48), ¹⁾ sagt er: „Wenn eine Bestimmung des Gefühls der Lust oder Unlust Empfindung genannt wird, so bedeutet dieser Ausdruck etwas ganz anderes, als wenn ich eine Vorstellung einer Sache (durch die Sinne als zur Erkenntnis gehörige Rezeptivität) Empfindung nenne. Denn im letzteren Falle wird die Vorstellung aufs Objekt, im ersteren aber lediglich aufs Subjekt bezogen, ²⁾ und dient zu gar keiner Erkenntnis, auch nicht zu derjenigen,

¹⁾ Vergl. Literaturverzeichnis. Die eingeklammerte Zahl bedeutet die Seitenzahl.

²⁾ Die Sperrungen einzelner Worte rühren von mir her.

dadurch sich das Subjekt selbst erkennt. Wir verstehen aber in der obigen Erklärung unter dem Worte Empfindung eine objektive Vorstellung der Sinne, und um nicht immer Gefahr zu laufen, mißgedeutet zu werden, wollen wir das, was jederzeit bloß subjektiv bleiben muß und schlechterdings keine Vorstellung eines Gegenstandes ausmachen kann, mit dem sonst üblichen Namen des Gefühls benennen. Die grüne Farbe der Wiesen gehört zur objektiven Empfindung als Wahrnehmung eines Gegenstandes des Sinnes, die Annehmlichkeit derselben aber zur subjektiven Empfindung, wodurch kein Gegenstand vorgestellt wird, d. i. zum Gefühl, dadurch der Gegenstand als Objekt des Wohlgefallens (welches keine Erkenntnis desselben ist) betrachtet wird.“

Das erste Moment der Unterscheidung von Empfindung und Gefühl ist für ihn die Objektivität der Empfindung im Gegensatz zur Subjektivität der Gefühle. Das Objekt, der Gegenstand unserer Empfindung, ist das sinnlich Wahrnehmbare. Kant nennt die Empfindung die objektive Vorstellung der Sinne, weil in ihr die Vorstellung aufs Objekt bezogen wird, auf das, was mir gegenüber steht, was außerhalb meines Ichs liegend sich meinen Sinnen darbietet.

Bei „Objekt der Empfindung“ ist auch an das zu denken, was Kant die „Materie“ der Erscheinungen in ihrer Lösung von den subjektiven Formen unseres Anschauungsvermögens nennt. „In der Erscheinung nenne ich das, was der Empfindung korrespondiert, die Materie desselben, dasjenige aber, welches macht, daß das Mannigfaltige der Erscheinung in gewissen Verhältnissen geordnet, angeschaut wird, nenne ich die Form der Erscheinung“ (Krit. d. r. Vern. 32). Sind also die Empfindungen psychische Tätigkeiten mit gegenständlich bezogenen Bewußtseinsinhalten, so sind die Gefühle psychische Tätigkeiten mit gegenstandslosen Inhalten, die aufs erkennende

Subjekt bezogen werden. „Empfindung“ und „Gefühl“ sind dort für Kant wesentlich Beziehungsbegriffe. Die Unterscheidung nimmt somit einen ziemlich künstlichen Charakter an, vor allem, indem sie die Trennung des ursprünglich gegebenen Tatbestandes in Objekt und Subjekt voraussetzt. Aber der Philosoph hält freilich letztere Trennung für eine natürliche wie das gleich Folgende nebenher ergibt.

Das Gefühl im besonderen ist ein Geschehen in uns, wodurch wir uns unseres Zustandes bewußt werden; es ist der subjektive Zustand, in dem das Ich Stellung nimmt zu den Modifikationen, die es erfährt. Die Subjektivität der Gefühle betont übrigens schon eine Anmerkung zu den Wahrnehmungs- und Erfahrungsurteilen in dem Prolegomena vom Jahre 1783; dem Sage, „daß das Zimmer warm, der Zucker süß, der Wermut widrig sei,“ fügt Kant hinzu: „Ich gestehe gern, daß diese Beispiele nicht solche Wahrnehmungsurteile vorstellen, die jemals Erfahrungsurteile werden könnten, wenn man auch einen Verstandsbegriff hinzu täte, weil sie sich bloß aufs Gefühl, welches jedermann als bloß subjektiv erkennt und welches also niemals dem Objekt beigelegt werden darf, beziehen, und also auch niemals objektiv werden können“ (59). Beim Gefühl läßt sich immer Ich als Subjekt hinzufügen; es geht auf die Beförderung oder Hemmung der Lebenskräfte; „Vergnügen ist das Gefühl der Beförderung, Schmerz ist das eines Hindernisses des Lebens“ (Anthrop. 144). Der Repräsentant des Gefühls ist das, was wir innerlich als Lust oder Unlust empfinden. „Ein regelmäßiges, zweckmäßiges Gebäude mit seinem Erkenntnisvermögen (es sei in deutlicher oder verworrener Vorstellungsart) zu befassen, ist ganz etwas anderes, als sich dieser Vorstellung mit der Empfindung des Wohlgefallens bewußt zu sein. Hier wird die Vorstellung gänzlich aufs Subjekt, und zwar auf das Lebensgefühl desselben,

unter dem Namen des Gefühls der Lust oder Unlust, bezogen, welches ein ganz besonderes Unterscheidungs- und Beurteilungsvermögen gründet, das zur Erkenntnis nichts beiträgt, sondern nur die gegebene Vorstellung im Subjekte gegen das ganze Vermögen der Vorstellungen hält, dessen sich das Gemüt im Gefühl seines Zustandes bewußt wird“ (Krit. d. Ur. 46).

Um etwas von den Objekten der Sinne wissen zu können, muß es einen Konnex zwischen der Außenwelt und mir geben, und das ist eben die Erkenntnis vermittels der Empfindungen. Diese sind die Wirkungen eines Gegenstandes „auf die Vorstellungsfähigkeit, sofern wir von demselben affiziert werden“ (Krit. d. r. Ver. 31).

Die Empfindungen sind also das Materiale aller unserer Erkenntnis. Sie sind „die Materie der sinnlichen Erkenntnis“ (Krit. d. r. Vern. 55) und uns im Gegensatz zu den Anschauungsformen des Raums und der Zeit a posteriori und noch ohne die Ordnung gegeben, in der sie uns erscheinen („Da das, worin sich die Empfindungen allein ordnen und in gewisse Form gestellt werden können, nicht selbst wiederum Empfindung sein kann, so ist uns zwar die Materie aller Erscheinung nur a posteriori gegeben“ usw. Krit. d. r. V. 32).

Die Empfindung ist also das Elementare, das auf sinnliche Rezeptivität beschränkt ist, die zum Erkenntnisvermögen gehört (vgl. Krit. der Ur. 48) und der die Spontanität des Verstandes gegenübersteht. Aber zur qualitativen Erkenntnis des Dinges an sich gelangen wir mit Hilfe der Empfindung nicht. Das Gefühl dagegen dient zu gar keiner Erkenntnis (vergl. Krit. d. Ur. 46), „auch nicht zu derjenigen, dadurch sich das Subjekt selbst erkennt“ (Krit. d. Ur. 48). Denn durch Lust und Unlust läßt sich nichts an dem Gegenstande unserer Vorstellung erkennen.

Wohl können sie die Wirkung einer Vorstellung sein. Während Kant die Farben auf Empfindungen gegründet sieht, ist ihm der Wohlgeschmack „auf Gefühl (der Lust oder Unlust) als einer Wirkung der Empfindung“ gegründet (Krit. d. r. Vern. 39).

Haben die Empfindungen mit den Gefühlen das gemeinsame, daß sie zunächst in uns existieren, so kommt bei ihnen neu hinzu, daß dem, was ihrem Inhalt in der Erscheinung korrespondiert, Realität zukommt. Absolute Realität allerdings besitzen die Objekte der Sinne nicht, weil sie an die subjektiven Formen von Raum und Zeit gebunden sind, also an die Beschaffenheit unserer Sinnlichkeit. Sie besitzen nur eine empirische Realität, d. h. in Hinsicht aller möglichen Erfahrung. Die Empfindungen bezeichnen im Gegensatz zur Idealität von Raum und Zeit „das Reale der Anschauungen“ (Proleg. 68). Die Objekte der Sinne sind die Erscheinungen, nicht aber bloßer Schein wie bei Berkeley. Denn die Empfindungen sind zugleich Zeichen, Symbole für die Beschaffenheit der Dinge an sich, die sie zwar nicht „abbilden“, wohl aber in subjektiver Form „darstellen“, „vertreten“; sie setzen die wirkliche Gegenwart des Gegenstandes voraus (Krit. d. r. Vern. 55). Gipfelte der letzte Abschnitt in dem Satze, daß das Ding an sich nicht erkennbar ist, so schließt dieser Abschnitt mit der Umkehrung, daß die Welt der Erscheinungen nur Dasein hat kraft unserer Sinnlichkeit und in unsern Sinnen.

So wird Kant zur scharfen Unterscheidung der beiden Begriffe Empfindung und Gefühl durch sein System gedrängt. Da Kant in der transzendentalen Dialektik die Möglichkeit leugnet, mit unserer Erkenntnis je über Gegenstände möglicher Erfahrung hinauszukommen, gewinnt für ihn die Empfindung, obwohl ihm nicht die ganze Erfahrung aus der Empfindung stammt, eine überaus wichtige Bedeutung

in der Erkenntnis des Objektiven. Auf der Lehre von der Empfindung als der Materie der sinnlichen Erkenntnis und von dem Raum und der Zeit als den a priori gegebenen Formen derselben ruht bekanntlich Kants stolzer Bau der transzendentalen Ästhetik. Die Objekte, für die die synthetischen Urtheile a priori gelten, sind nicht Dinge an sich, abgesehen von unserer Auffassungsweise, sondern es sind nur die Erscheinungen. Diese aber richten sich einerseits nach unsern Erkenntnisformen, die theils Anschauungs-, theils Denkformen sind; andererseits entstehen sie aus den Empfindungen. Auch der Verstand bearbeitet „den rohen Stoff sinnlicher Empfindung“ in der Einheit des Begriffes.

„Wollen wir die Receptivität unseres Gemüths, Vorstellungen zu empfangen, sofern es auf irgend eine Weise afficiert wird, Sinnlichkeit nennen, so ist dagegen das Vermögen, Vorstellungen selbst hervorzubringen, oder die Spontaneität des Erkenntnisses, der Verstand. Unsre Natur bringt es so mit sich, daß die Anschauung niemals anders als sinnlich sein kann, d. i. nur die Art enthält, wie wir von Gegenständen afficiert werden. Dagegen ist das Vermögen, den Gegenstand sinnlicher Anschauung zu denken, der Verstand. Keine dieser Eigenschaften ist der andern vorzuziehen. Ohne Sinnlichkeit würde uns kein Gegenstand gegeben und ohne Verstand keiner gedacht werden. Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind. Daher ist es eben so notwendig, seine Begriffe sinnlich zu machen, (d. i. ihnen den Gegenstand in der Anschauung beizufügen), als seine Anschauungen sich verständlich zu machen, (d. i. sie unter Begriffe zu bringen). Beide Vermögen, oder Fähigkeiten, können auch ihre Funktionen nicht vertauschen. Der Verstand vermag nichts anzuschauen, und die Sinne vermögen nichts zu denken. Nur daraus, daß sie

sich vereinigen, kann Erkenntnis entspringen“ (Kr. d. r. Ver. transcend. Logik I).

In neue Beleuchtung rückt der Gegensatz durch die Betrachtungsweise der „Kritik der Urteilstkraft“. Als Wert zerfällt sie in die Kritik der ästhetischen und der teleologischen Urteilstkraft, oder in die Untersuchung des teleologisch-subjektiven und des teleologisch-objektiven Urteils. Letzteres stellt die reale Zweckmäßigkeit dar, das erstere bezieht sich nur auf eine formale Zweckmäßigkeit. Kant unterscheidet ästhetische und außerästhetische Gefühle. Zu letzteren gehören alle Gefühle, die Beziehungen zum Lebensunterhalt und zu praktischen Interessen haben, die rein an den Inhalt eines Kunstwerkes als solchen anknüpfen — z. B. an die Begierde erzeugenden Speisen in der Darstellung eines Stillebens. Die rein ästhetischen Gefühle dagegen müssen, „ohne alles Interesse“ (Krit. d. Ur. 4 f.) sein; sie haben im Gegensatz zum Angenehmen und Guten keinerlei Beziehungen zum Begehrungsvermögen, sie dürfen also keine Begierde erwecken, z. B. das Gemälde zu kaufen, das man betrachtet. Das Schöne muß eben in der bloßen Betrachtung gefallen. Auf den ästhetischen Gefühlen beruht nun das Geschmacksurteil, d. h. die Fähigkeit zu unterscheiden, ob etwas schön ist oder nicht; darin beziehen wir die Vorstellung „nicht durch den Verstand auf das Objekt zur Erkenntnis, sondern durch die Einbildungskraft (vielleicht auch mit dem Verstande verbunden) aufs Subjekt und das Gefühl der Lust oder Unlust desselben“ (Krit. d. Ur. 45). Die Teleologie hingegen zeigt dem Menschen eine Ordnung nach Zwecken; da er fähig ist, nach Zwecken zu handeln, beugt er sich in voller Freiheit unter das Gesetz. So geht denn in der Naturphilosophie die Urteilstkraft wieder auf das Objektive ein.

Die Teleologie bietet zugleich einen Übergang zur

Moralphilosophie. In der „Kritik der praktischen Vernunft“ lernen wir jedoch das Gefühl von einer neuen Seite kennen. Das moralische Gefühl kann nicht mit den durch Reize bewirkten Gefühlen verglichen werden (Krit. d. prak. Vern. 201 u. 206), denn es wird a priori eingesehen (198), lediglich durch Vernunft bewirkt (201) und geht bloß auf das Praktische (206). Es ist „eine Wirkung vom Bewußtsein des moralischen Gesetzes“ (199), das die Triebfeder des menschlichen Willens ist. Es heißt aber Gefühl, weil es andern Gefühlen entgegenwirkt. Kant bezeichnet es auch als die Fähigkeit, ein Interesse am moralischen Gesetze zu nehmen, oder als „die Achtung vor dem moralischen Gesetze selbst“ (206), als „die Achtung vor Pflicht“ (213). Der Wille darf sich nicht von außen bestimmen lassen, nicht von dem Prinzip der physischen oder moralischen Glückseligkeit der empirischen Moralisten oder von den rationalen Bestimmungsgründen der Vervollkommenung des Menschen oder von Gründen des göttlichen Willens, weil sie gegen die Idee der Freiheit sind; es muß vielmehr das Gesetz um seiner selbst willen befolgt werden, der Wille ist nicht heteronom, sondern autonom. Scharf sondert Kant den Begriff Moralität, der auf die Gesinnung der Handlungsweise geht, von dem Begriffe der Legalität, der eine bloß äußerliche Übereinstimmung mit dem Gesetze darstellt. Wiederum verweist uns der Begriff des Gefühls auf das Innere des Subjektes.

Von den gewöhnlichen Gefühlen trennt Kant die Affekte. Affekt ist „das Gefühl einer Lust oder Unlust im gegenwärtigen Zustande, welches im Subjekt die Überlegung (die Vernunftvorstellung, ob man sich ihm überlassen oder weigern solle) nicht aufkommen läßt“ (Anthrop. 170), er ist „Überraschung durch Empfindung, wodurch die Fassung des Gemütes (animus sui compos) aufgehoben wird“

(Anthrop. 171). Die Affekte „überschreiten die Schranken der inneren Freiheit im Menschen“ (Anthrop. 150). Während die Leidenschaft mit einem Strome zu vergleichen ist „der sich in seinem Bette immer tiefer eingräbt,“ wirkt der Affekt „wie ein Wasser, das den Damm durchbricht“ (Anthrop. 179). Die Bedeutung der Einwirkung der Affekte auf den körperlichen Organismus kennzeichnet Kant durch folgenden anschaulichen Vergleich: „Der Affekt wirkt auf die Gesundheit wie ein Schlagfluß; die Leidenschaft wie eine Schwindsucht oder Abzehrung“ (Anthrop. 171). Er betont also das Überraschende, Packende und Hemmende des Affekts. Dieser ist ein erregter Gefühlsverlauf, der die freie Überlegung ausschließt, ein Gefühlsausbruch, mit dem bestimmte physische und physiologische Veränderungen verknüpft sind, die auf den Affekt verstärkend zurückwirken. In seiner Temperamentenlehre endlich scheidet Kant die Temperamente des Gefühls von denen der Tätigkeit. In die erste Gruppe rechnet er das sanguinische Temperament und sein Gegenstück, das melancholische. Den Unterschied zwischen diesen beiden definiert er folgendermaßen: „Das erste hat die Eigentümlichkeit, daß die Empfindung schnell und stark affiziert wird, aber nicht tief eindringt (nicht dauerhaft ist); dagegen in dem zweiten die Empfindung weniger auffallend ist, aber sich tief einwurzelt“ (Anthrop. 215).

Man wird Kant nicht ein großes Verdienst um die Klärung der Sache abstreiten dürfen. Die Trennung der beiden Begriffe ist bei ihm an und für sich ziemlich scharf. Von fundamentaler Wichtigkeit scheinen mir folgende beiden Äußerungen zu sein: „Angenehm ist das, was den Sinnen in der Empfindung gefällt“ (Krit. d. Ur. 48) und: „Die grüne Farbe der Wiesen gehört zur objektiven Empfindung, als Wahrnehmung eines Gegenstandes des Sinnes; die Unnehmlichkeit derselben aber zur subjektiven Empfindung,

wodurch kein Gegenstand vorgestellt wird, d. i. zum Gefühl" (ebenda). Auf den ersten Blick nämlich könnte man zur Annahme geneigt sein, als ob das Gefühl der Lust nichts anderes sei als eine angenehme, und das Gefühl der Unlust eine unangenehme Empfindung. Doch das Gefühl der Lust besteht nicht in der ursprünglich mit der Empfindung gegebenen Annehmlichkeit, sondern beruht auf der „Annehmlichkeit in der Empfindung seines Zustandes" (Krit. d. Ur. 49). Daß das Grün der Wiese meinem Auge wohlthut, das macht die angenehme Empfindung; daß ich mir aber der angenehmen Wirkung dieser Empfindung bewußt bin, das erst macht das Gefühl aus. Das Gefühl kann also wohl die Folge einer Empfindung sein (vergl. Krit. d. r. Vern. 39). Es muß aber nicht unter allen Umständen an Empfindung gebunden sein. So überkommt uns beim Lesen einer schönen Dichtung ein Gefühl der Lust, ohne daß ein sinnlicher Reiz vorhanden wäre.

Als die qualitativen Unterschiede im Gefühl erkennt der Königsberger Philosoph Lust und Unlust. Sie erscheinen jetzt von den sinnlichen Qualitäten wesentlich verschieden.

Bemerkenswert ist ferner, daß von Kants Abgrenzung des sinnlich Angenehmen gegenüber dem ästhetisch Gefallenden der historisch fruchtbare Gegensatz der Gehalts- und der Formalästhetik ausging. Zu seiner Behauptung, daß das Schöne in der bloßen Betrachtung gefallen muß, äußert sich Beneke: „Zwar hat Kant's bekannter Satz, daß das Gefühl des Schönen ohne Reiz und Interesse ist, viel Wahres, ist aber doch sehr zu beschränken". (Erf. 112).

Nach Herbart ist Kant auch der Erste, der überhaupt Affekte und Leidenschaften, die bis dahin verwirrt unter einander gelegen hatten, gehörig sonderte (Psych. als Wissenschaft II 102). Nach Ziegler (236) glaubt an

Kants Definition vom Affekte festhalten zu sollen. Indes Kant versteht es nicht, seine psychologischen Begriffe losgelöst von Raum und Zeit zu nehmen. Es interessiert ihn auch gar nicht, wie diese Anschauungsformen in uns entstehen; er kennt noch keine Abhängigkeit der räumlichen und der zeitlichen Vorstellung von sinnlichen Reizen.¹⁾ Da das Objekt schließlich auch nur in Bezug auf mich existiert, so kann er selbst die Scheidung von Empfindung und Gefühl auf Grund des Gegensatzes zwischen Objektivität und Subjektivität nicht streng festhalten.²⁾ Dem Gefühl kommt ferner in psychologischer Hinsicht gleiche Realität wie den Empfindungen zu. Kant weiß uns gar nichts zu sagen von dem Empfindungs- und Gefühlsprozeß. Und zum gründlichen Beweise seiner Trennung müßte er doch auch psychologische Gründe anführen. Die erkenntnis-theoretische und die psychologische Analyse treten bei ihm noch nicht in genügendem Maße auseinander; das beweist seine Auffassung der Begriffe Subjekt und Objekt wie der mehrfach verwendete Ausdruck „bezogen“.

Als nebensächlich erwähne ich die kleinen Verstöße, die Kant in formaler Hinsicht unterlaufen sind. Er spricht

¹⁾ Vergl. Beneke: „Gegen ein Phantom läßt sich schwer kämpfen. Dasselbe gilt denn auch von Kants Vorstellung einer dem Gemüte innewohnenden Form räumlicher und zeitlicher Ausdehnung, welche er, durch die Zweideutigkeit der Ausdrücke Zeit und Raum getäuscht, von jener verschieden glaubte, die aber in der That völlig dieselbe ist; vielmehr sind auch in der höchsten Begriffstätigkeit Subjektives und Objektives auf das Innigste von einander durchdrungen“ (Grf. 22).

²⁾ Subjektivität und Objektivität sind auch Beneke nur etwas Relatives; „denn auch das Vorstellen ist ja doch unsere Geistestätigkeit, und die daran zurückbleibenden Spuren sind Bestandteile unserer Seele, gehören ihrer Substanz an“ (N. Psych. 202.)

in „Krit. d. Urk. 46“ von der Empfindung des Wohlgefallens,“ die er doch konsequenterweise „Gefühl des Wohlgefallens“ nennen müßte. Ebenda 48 versichert er, daß das Gefühl zu gar keiner Erkenntnis beiträgt, „auch nicht zu derjenigen, dadurch sich das Subjekt selbst erkennt“. In der Anthropologie 144 dagegen behauptet er: „Vergnügen ist das Gefühl der Beförderung, Schmerz ist das eines Hindernisses des Lebens“. Also dient das Gefühl doch zur Erkenntnis des Subjektes. In den Prolegomena 59 sagt er, das Gefühl könne objektiv werden, was aber der Anthropologie 144 widerspricht. Auch gibt es doch eine Reflexion aufs Gefühl und existieren Gefühlstheorien. Beim Gefühle muß eben ein Unterschied gemacht werden zwischen Gefühlen als unmittelbar lebendigen Inhalten des Bewußtseins und Gefühlen als Objekt einer Vorstellung.



2. Herbart.

Weil Herbart die Entstehung der Empfindungen aus der metaphysischen Lehre von den Selbsterhaltungen erklärt und weil ihn die Frage nach dem Ursprunge des räumlichen und zeitlichen Vorstellens ungleich wichtiger dünkt als die Frage nach der Herkunft und der Natur der Empfindungen und weil er schließlich auch bei der Analyse der Gefühle des Angenehmen und Unangenehmen die Begriffe Hemmung und Verschmelzung benötigt, so setzt seine Psychologie ein mit der Lehre von den Vorstellungen. Herbart weiß sehr wohl, wenn er es auch nur an sehr wenigen Stellen betont, daß alle unsere Vorstellungen aus Empfindungen hervor-
gehen: „Das erste Werden einer Vorstellung erfordert eine Selbsterhaltung der Seele gegen eine ihr fremdartige Störung. Die werdende Vorstellung nun heißt Empfindung oder Wahrnehmung. So nennt man sie während der ganzen Dauer der Störung (des sinnlichen Eindrucks), ohne in der gemeinen Sprache darauf acht zu geben, daß eigentlich nur die momentanen Auffassungen den Zustand des Empfindens ausmachen, während das dadurch erzeugte Vorstellen in der Seele bleibt“ (Psych. II 162).¹⁾ Vorstellungen nennt er Empfindungen, „wenn man auf den Augenblick ihres ersten Entstehens hinweisen will“ (ebenda 52). An einer andern Stelle redet er von „einfachen Vorstellungen, die wir Empfindungen zu nennen pflegen“ (Psych. II 90). In dem obigen Zitate betont er als Charakteristikum der Vorstellung die ewige Dauer, als Merkmal der Empfindung

¹⁾ Vergl. auch Metaph. II 73.

das Momentane. Herbart erkennt so schon richtig, daß es isoliert vorkommende Empfindungen nicht gibt, sondern daß diese stets in Komplexen auftreten. „Die Empfindungen sind gleich, vom Augenblicke des Entstehens an, den psychologischen Gesetzen der Verschmelzung und der Komplikation unterworfen. Wie diese Verbindungen in jedem Falle näher bestimmt seien, das hängt von der Art und Weise ab, wie die Empfindungen zusammentreffend oder gesondert, und entweder auf stets gleichförmige Weise oder bald so bald anders zusammentreffend und gesondert erzeugt werden. Indem nun Gruppen von Empfindungen gegeben sind und Ketten von Vorstellungen daraus entstehen, bleibt keine psychologische Möglichkeit übrig, die Empfindungen zu vereinzeln, sondern es ist nur eine wissenschaftliche Abstraktion, wenn wir sie als einzelstehend betrachten; ja sogar, es ist nur Einbildung, wenn wir meinen, diese Abstraktion wäre wirklich nur eine Vereinzeling; sie gilt nur im Gebrauche dafür“ (Metaph. II 73). Ebenso wenig wie es in Wirklichkeit Einzelpfindung gibt, gibt es auch einfache Empfindung. Zum Beweise hierfür zergliedert Herbart die Geruchs- und Geschmacksempfindungen. „Geruch und Geschmack vermögen schon nicht mehr, die Empfindungen gesondert darzubringen; aus Essig und Zucker, aus dem Dufte der Lilie und Nelke, wird ein Mittleres für die Zunge und die Nase. Es ist also die Frage, ob sie je ein wahrhaft Einfaches dargeboten haben. War nicht schon der saure Geschmack, und ebenso der süße, ein Zusammengesetztes? Desgleichen der Geruch der Lilie ein Gemisch aus Empfindungen, die wir nicht scheiden können, und der Duft der Nelke ein anderes Gemisch?“ (Psych. II 91).

Herbart unterscheidet sodann den Begriff der Intensität von dem der Qualität. Er versteht unter Intensität einer

Empfindung „die Stärke, mit der ein sinnlicher Eindruck gegeben wird,“ also z. B. „die Helligkeit einer Farbe“ (Psych. I 454). Da in der Intensität ein Größenbegriff liegt, verlangt er eine mathematische Behandlung der psychischen Gebilde. In den Tatsachen des Bewußtseins ist nämlich „entweder keine genaue Regelmäßigkeit, oder sie ist durchweg von mathematischer Art; und man muß versuchen, sie mathematisch auseinanderzusetzen“ (Psych. I 212). Eingehend behandelt er nur das Gebiet der Tonempfindungen, deren mathematische Beziehungen zu den Schwingungszahlen er näher untersucht (vergl. Ziehen 20 f). Bei der Aufzählung der äußeren Sinne ergreift er die Gelegenheit, um gegen den bis dahin (auch von Kant) angenommenen inneren Sinn zu Felde zu ziehen. „Kein bemerkbares Organ des Leibes deutet auf einen innern Sinn; allein nach der Analogie mit den äußern Sinnen hat man jenen angenommen, um ihm die Auffassungen unserer eigenen Zustände, in ihrem zeitlichen Wechsel, beizulegen. Der innere Sinn, sofern man ihn für ein besonderes Bestandsstück unserer geistigen Fähigkeiten hält . . , ist demnach ganz und gar eine Erfindung der Psychologen und zwar eine ziemlich mangelhafte Erfindung“ (Psych. I 55).

Wichtig für die Entstehung der Auffassung äußerer Gegenstände ist die Frage des räumlichen und zeitlichen Vorstellens. Darum lautet für Herbart die Hauptfrage: Wie können die Empfindungen die räumliche Form annehmen? Für ihn ist der Raum mit allem, was in ihm wahrgenommen wird, ein psychologisches Phänomen, „und zwar eines der ersten und zugleich der schwersten für die Psychologie, die sich in der Behandlung desselben sehr ungeschickt benehmen würde, wenn sie dabei von der Nervenkraft zu reden anfinge. Denn ihre Frage ist nicht, woher die Empfindungen kommen, sondern, wie die Empfindungen, wenn sie da sind, gleichviel woher, ja sogar gleichviel was auch das Empfundene

set — alsdann die räumliche Form annehmen mögen?" (Psych. II 65). Herbart fragt nicht allgemein wie Kant: „Woher die Form?", sondern: „Woher diese und jene bestimmte Form für dies und das Gegebene?" (Metaph. I 12). Er geht davon aus, daß das Vorstellen des Räumlichen gewisse Ähnlichkeit haben muß mit dem Räumlichen selbst (Psych. II 118), und gibt dann zur Antwort, daß das räumliche Vorstellen auf einer abgestuften Verschmelzung einer Vorstellung mit einer Reihe anderer Vorstellungen beruht. Die Bedingungen aber für die verschiedenen Abstufungen des Verschmelzens sind das vorwärts und rückwärts Bewegen des beschauenden Auges und des tastenden Fingers. „Denn beim vorwärts Gehen sinken allmählich die ersten Auffassungen und verschmelzen, während des Sinkens sich abstufend, immer weniger und weniger mit den nachfolgenden. Beim mindesten Rückkehren aber geraten sämtliche früheren Auffassungen, begünstigt durch die eben jetzt hinzukommenden, die ihnen gleichen, ins Steigen; und mit diesem Steigen ist ein nisus zur Reproduktion aller übrigen verbunden, dessen Geschwindigkeit genau dieselben Abstufungen hat wie die zuvor geschehene Verschmelzung" (Psych. II 120). Da die räumliche Auffassung nicht in der allerersten, unmittelbaren Wahrnehmung liegen kann, so kommt als zweites Element „aus dem Innern etwas hinzu, welches der Wahrnehmung die räumliche Form gibt" (Psych. II 121). Das ruhende Auge sieht nämlich keinen Raum. Dies ist in der Erfahrung etwas schwer zu erkennen, weil wir so leicht den längst bekannten Raum erschleichen und einschieben. Doch versuche man, ganz starr vor sich hinzusehen; man wird spüren, daß der Raum schwindet, und daß, im Bemühen ihn wiederzugewinnen, man sich über einer kaum merklichen Bewegung des Auges ertappen kann. Beim Beschauen neuer Gegenstände ist übrigens die unaufhörliche

Negsamkeit, womit der Blick die Gestalt umläuft, sehr leicht wahrzunehmen" (Psych. II 120). Auch beim Zeitlichen, das sich durch das Vorher und Nachher unterscheidet, genügt nicht „das einfache Ablaufen einer Vorstellungsreihe, welches von einer einzigen reproduzierenden Vorstellung ausgehen könnte. Vielmehr die Vorstellung des Zeitlichen als eines solchen kommt darin mit der des Räumlichen überein, daß eine Strecke desselben auf einmal vorliegen muß, wie sie eingeschlossen ist zwischen ihrem Anfangs- und Endpunkte . . . Beide, der Anfangs- und Endpunkt, gehören gleich wesentlich zur Auffassung des Zeitlichen, und müssen darin mit gleicher Klarheit vorkommen" (Psych. II 142).

Die Herbart'sche Auffassung des Verhältnisses vom Empfinden zum Sein erinnert an Kant. Absolutes Sein kommt nur den Realen zu, nicht aber den Erscheinungen. Das Sein bedeutet Herbart nichts anderes als „die absolute Position“, worunter er „die bloße Anerkennung des Nichtaufzuhebenden“ versteht (Metaph. II 72). Die absolute Position besagt, daß die einfachen Wesen sowohl unabhängig von unseren Gedanken bestehen als auch von den anderen Realen. Die Dinge an sich sind nicht erkennbar, aber auf das Seiende deutet hin die Empfindung. Aus den Sätzen: „Leugne man alles Sein: so bleibt zum wenigsten das unleugbare Einfache der Empfindung. Aber das Zurückbleibende, nach aufgehobenem Sein, ist Schein. Dieser Schein, als Schein, hat Wahrheit; das Scheinen ist wahr,“ kommt Herbart zu der berühmten Folgerung: „Wieviel Schein, soviel Hindeutung aufs Sein“ (Metaph. I 13). Man kann also nicht glauben, daß gar nichts sei, weil alsdann auch nichts erscheinen würde. „Irgendwo muß es (das Sein) vorausgesetzt werden, weil der Schein nicht hinwegzuheben ist“ (Metaph. I 14). Das Sein kann aber nicht das Einfache der Empfindung ausmachen, denn „das

Einfache der Empfindung hält niemand für real“ (Metaph. I 13). In der Empfindung liegt eine „ursprüngliche Setzung“, in ihr ist die absolute Position vorhanden, „ohne daß man es merkt. Im Denken muß sie erst erzeugt werden, aus der Aufhebung ihres Gegenteils. Denn das Denken selbst, losgerissen von der Empfindung, setzt nur versuchsweise und mit Vorbehalt der Zurücknahme“ (Metaph. II 79). Die absolute Position der Empfindung nennt Herbart die ursprüngliche im Gegensatz zu der künstlichen des Denkens. Wie bei Kant das Mannigfaltige der Anschauung in der Empfindung gegeben ist, so sagt auch Herbart: „Im Erfahrungskreise findet sich ein mannigfaltiger Zusammenhang des Vielen, das vorliegt in den einfachen Empfindungen“ (Metaph. I 11), und „Empfindung ist das unmittelbar Gegebene“ (Metaph. II 76).

Die Annahme von besonderen Vermögen der Seele verweist Herbart in das Reich der Mythologie. In seiner Psychologie als Wissenschaft fragt er nach dem Kausalverhältnis der drei Kantschen Seelenvermögen, ihrem Einflusse aufeinander und kommt zu dem Ergebnis, daß eine Trennung derselben unmöglich ist: „Jene aus der innern Erfahrung bekannte, rasche und beständige Abwechslung des Vorstellens, Fühlens und Begehrens, mit allen dazu gehörigen Modifikationen, wobei keins dieser drei die andern ganz verdrängt, vielmehr jedes fast immer zugleich auch die übrigen beiden in sich schließt, sodaß eigentlich nur das Übergewicht unter ihnen wechselt,¹⁾ wird sich uns von selbst als der einzig natürliche und notwendige Verlauf der geistigen Ereignisse zu erkennen geben. In der Tat sind es nur Abstraktionen, denen wir uns hingeben — es sind Benennungen a potiori, mit denen wir uns behelfen, wenn wir sagen ich fühle, oder ein andermal ich begehre, oder wiederum ein andermal

¹⁾ Vergl. Umriß pädag. Vorlesungen § 20.

ich denke. Denn jedesmal, indem wir fühlen, wird irgend etwas, wenn auch ein noch so vielfältiges und verwirrtes Mannigfaltiges, als ein Vorgestelltes im Bewußtsein vorhanden sein; so daß dies bestimmte Vorstellen in diesem bestimmten Fühlen eingeschlossen liegt. Und jedesmal wenn wir begehren, fühlen wir zugleich die Entbehrung und halten auch dasjenige in Gedanken, was wir begehren; so wie jedesmal, wenn wir denken, eine Tätigkeit wirksam ist, die, wenn sie aufgehalten würde, sich als ein Begehren, den Gedanken hervorzuholen, verraten würde. Gedanken, kann man sagen, sind die Begierden, die im Entstehen sogleich erfüllt werden; Begierden hingegen sind aufgehaltene Gedanken, die sich dennoch ins Bewußtsein drängen; Gefühle endlich sind zusammengewachsene Begierden, die einander entweder aufheben oder befriedigen“ (II 70); und: „Es bleibt wahr, daß alle Gegenstände des gemeinen und philosophischen Wissens lauter Vorstellungen sind, daß alles Anschauen und denken, alle Entbehrung und Befriedigung der Begierden, alle Lust und Unlust in die eine große Klasse der psychologischen Ereignisse fällt“ (II 72).¹⁾ Nach Herbart ist also das Gefühl kein selbständiger Bewußtseinsvorgang, sondern nur eine Modifikation des Vorstellens.²⁾ Gefühle sind Zustände der Vorstellungen, Arten und Weisen, wie sich unsere Vorstellungen im Bewußtsein befinden. Sie haben nichts mit dem Inhalte des Vorgestellten zu tun und sind rein aus den Vorgängen des Vorstellungsmechanismus zu begreifen, aus den Wechselwirkungen der Vorstellungen untereinander.

¹⁾ Vergl. auch 59, 86, 97, 189.

²⁾ Im Umriss pädag. Vorles. (§ 24) sind die Gefühle als sehr nebensächlich behandelt. Über die untergeordnete Rolle derselben vgl. auch Psych. II 11! Ganz kurz berücksichtigt Herbart das Gefühl des Zögling's in der „Allgemeinen Pädagogik“ (26 und 27), wogegen er den Hauptton immer auf Einsicht und Willen legt (z. B. 36, 41, 23).

Diese sind also der Sitz der Gefühle. „Die Seele wird Geist genannt, sofern sie vorstellt, Gemüt, sofern sie fühlt und begehrt. Das Gemüt aber hat seinen Sitz im Geiste; oder, Fühlen und Wollen sind zunächst Zustände der Vorstellungen, und zwar größtenteils wandelbare Zustände der letzteren“ (Lehrbuch zur Psych. 29); sie haben aber ihren Sitz „nicht in Vorstellungen überhaupt, sondern allemal in gewissen bestimmten Vorstellungen“ (ebenda 32).¹⁾ Druck und Erleichterung der Vorstellungsbewegung sind der einzige Grund für die Entstehung der Gefühle. Diese treten zunächst auf, wenn eine Vorstellung so im Bewußtsein steht, daß sie zwischen hemmenden und emportreibenden Kräften eingepreßt schwebt (Psych. II 75). In dieser Einklemmung ist die Vorstellung der Sitz eines Unlustgefühles, mit dem eine Spannung zwischen Vorstellungen verbunden ist; löst sich diese Spannung, so wird die Vorstellung der Sitz eines Lustgefühles. Sodann treten Gefühle auf, „wenn eine sinkende Vorstellung zwar durch immer zunehmende Hemmung fortgetrieben, doch auch wieder durch Verbindungen gehalten oder durch neue Wahrnehmungen verstärkt, noch zögert, vollends aus dem Bewußtsein zu verschwinden“ (Psych. II 77). Ein und dieselbe Vorstellung kann demnach das eine Mal der Sitz eines Gefühls sein, das andere Mal eines jeden Gefühls entbehren. Von den Empfindungen gilt etwas anderes: Es läßt sich „Empfindung gar nicht vorstellen außer als angenehm oder unangenehm“ (Psych. II 108).

Wie Herbart der Dauer der Vorstellung das Momentane der Empfindung gegenübergestellt hat, so hebt er auch als charakteristisches Unterscheidungsmerkmal bei der Vorstellung die Dauer und beim Gefühle den wandelbaren Zu-

¹⁾ Vergl. auch 100 und 107 ebenda.

stand hervor. Gefühle sind ja „veränderliche Zustände“ derjenigen Vorstellungen, in denen sie ihren Sitz haben; Vorstellungen bleiben sich, wenn sie einmal zu bestimmten Kenntnissen ausgebildet sind, gleich bis ins hohe Alter, „während Gefühle und Begierden wechseln und ermatten“ (Pshch. I 10).

Nach Herbart besteht also die Wirklichkeit aus einer großen Anzahl von Realen, die qualitativ nicht von einander verschieden sind. Sie sind unabhängig von einander und von unserem denkenden Erkennen. Die Seele, die in derselben Weise zu denken ist wie jedes andere Reale auch, hat keine reell verschiedenen Kräfte (vergl. u. a. Pshch. II 162 und Lehrbuch zur Pshch. 108). Die Selbsterhaltung, die einzige Tätigkeit eines jeden Reale, tritt in der Seele als Vorstellungsstätigkeit auf.¹⁾ Diese tritt zuerst als Empfindung ins Bewußtsein, befaßt mit räumlichen und zeitlichen Verbindungen. Die durch die Sinne gelieferten Vorstellungen sind die einzige Quelle der Erkenntnis, also können wir uns über Sinnlichkeit nicht erheben. Das, was die Vorstellungen in eine Vielheit spaltet, ist die gegenseitige Hemmung. Hierdurch werden sie zu Kräften, ähnlich den Leibnizschen Monaden. Indem nun die eine Vorstellung die andere aus dem Bewußtsein verdrängt, verwandelt sich die schwindende Vorstellung in ein Streben, vorzustellen; und hierin liegt das, was wir Fühlen und Begehen nennen.

Von den Gefühlen gibt Herbart eine doppelte Einteilung.²⁾ In seinem Lehrbuch zur Psychologie spricht er

1) Vergl. u. a. § 94, S. 162 und 110 Pshch. II.

2) Im Umriss pädag. Vorlesungen § 24 trennt H. „die Gefühle körperlicher Lust und Unlust“ „von den Zuneigungen und Abneigungen gegen Personen“, aber augenscheinlich nur unter pädagogischem Gesichtspunkte.

1. „von Gefühlen, die an der Beschaffenheit des Gefühlten haften“, 2. „von solchen Gefühlen, welche von der Gemütslage abhängen“ und 3. „von mittleren und gemischten Gefühlen“ (Psych. I 72). Interessanter ist seine zweite Scheidung der Gefühle (Psych. II 80 f). Hier kennt er Gefühle einer zwiefachen Klemmung, das Gefühl des Fortkommens, Gefühle der Lust und Unlust, des Angenehmen und Unangenehmen und ästhetische Gefühle. Das 1. Gefühl der Klemmung ist bedingt durch die gesellschaftliche Hemmung, in die jeder Mensch bis auf einen gewissen Grad eingetaucht ist. Durch die gesellschaftliche Stellung des Menschen werden Gefühle, wie sie aus den ganz gehemmten Vorstellungen hätten entstehen können, unmöglich gemacht. „Der ganz Arme kennt nicht die Gefühle des Reichen als solchen; er ist frei von den Sorgen der Güterverwaltung; der Unwissende weiß nichts vom literarischen Ehrgeiz; dem Bauern kann nicht die Empfindlichkeit des Angesehenen für die Kränkungen der Ehre bewohnen“ (81). Das 2. Gefühl der Klemmung entsteht durch den Stoß, den eine Vorstellungskreihe von der andern erleidet, d. h. die verschiedenen zusammenstoßenden Gedankenzüge, deren ein jeder den andern widerstrebt, endigt in einem Gefühle der Harmonie. Das Gegenstück zu dem Gefühl der zwiefachen Klemmung ist das Gefühl des Fortkommens oder das Lebensgefühl, „welches uns immer, wenngleich oft bis zum Unmerklichen geschwächt, begleitet“ (86). Dieser Gefühlsgruppe steht eine zweite gegenüber, nämlich solche Gefühle, „welche schon unabhängig vom Zusammenstoß oder von der Förderung, in den Partialvorstellungen liegen, aus denen die Massen und Reihen bestehen“ (87), also das Gefühl der Lust und Unlust, des Angenehmen und Unangenehmen und ästhetische Gefühle. Der spezifische Unterschied zwischen den Lust- und Unlustgefühlen einerseits und den Gefühlen des Angenehmen und

Unangenehmen andererseits besteht darin, daß die ersteren sich durch ihre zufälligen Schwankungen charakterisieren, während den letzteren eben diese Annehmlichkeit bezw. Unannehmlichkeit wesentlich zugehört. Diese Gefühle des Angenehmen und Unangenehmen, die auf der Verschmelzung vor der Hemmung beruhen, rechnet Herbart ebenso wie die Empfindungen und die Vorstellungen des Räumlichen und Zeitlichen zum Gebiete der Sinnlichkeit.¹⁾ Dem sinnlich Angenehmen und Unangenehmen auf die Spur zu kommen hält er für unmöglich. Denn „kein Rosengeruch und kein Zahnschmerz läßt sich analysieren; und kein Einfaches ist gegeben, woraus man unternehmen könnte, beides zu konstruieren“ (93). Als Grundlage für die ästhetischen Gefühle nimmt er besondere ästhetische Gegenstände und das Spiel an. Unter einem ästhetischen Gegenstand versteht er einen solchen, dessen bloße Vorstellung geeignet ist, in dem ihm hingeebenen Zuschauer ein bestimmtes Gefühl zu erregen. Unter Spiel versteht er „Beschäftigungen, die darauf eingerichtet sind, daß sie mancherlei, zum Teil dem Zufall überlassene Kombinationen von ähnlicher Wirkung wie jene Gegenstände hervorbringen können und außerdem keinen Zweck haben“ (89).

Nicht in die Klasse der Gefühle rechnet Herbart die Affekte. Sie stehen nicht einmal im Verhältnis von Gattung und Art zu einander. Es ist unrichtig, sagt er, daß die Affekte gesteigerte Gefühle sind; „es gibt ein verschiedenes Maß für Affekte und Gefühle; ja, die ersten und die andern gehören gar nicht zusammen wie Art und Gattung, sondern es sind verschiedenartige, wiewohl

¹⁾ Im Umriss pädag. Vorlesungen § 21 scheint dagegen „Sinnlichkeit“, wie dies auch Wundt nimmt, nur die Sinnentätigkeit zu bedeuten, die indes nach dem oben Angeführten nicht ohne das Gefühl des Angenehmen oder Unangenehmen sein kann.

sehr häufig und mannigfaltig verbundene Bestimmungen der Seelenzustände" (Psych. II, 101).¹⁾ Die Affekte definiert er als „vorübergehende Abweichungen von dem Zustande des Gleichmuts" (Psych. I, 76), als „Gemütslagen, worin die Vorstellungen beträchtlich von ihrem Gleichgewichte entfernt sind; und zwar dergestalt, daß die rüstigen Affekte ein größeres Quantum des wirklichen Vorstellens ins Bewußtsein bringen, als darin bestehen kann, die schmelzenden ein größeres Quantum daraus verdrängen, als wegen der Beschaffenheit der vorhandenen Vorstellungen daraus verdrängt sein sollte" (Psych. II, 99). Bei den Gefühlen kommt es nicht darauf an, wie viele und wie weit gehemmte Vorstellungen sich im Bewußtsein befinden, sondern darauf, wie stark das Drängen der mit einander und wider einander wirkenden Kräfte ausfällt. Bei den Affekten dagegen kommt es darauf an, ob mehr oder weniger Vorstellungen wach sind, als mit ihrem Gleichgewicht bestehen kann. Herbart übernimmt die Kant'sche Einteilung der Affekte in rüstige und schmelzende, die er auch entbindende und beschränkende nennt. Also auch er betont das Vorübergehende aller Affekte, und er erkennt ebenfalls ihre Einwirkung auf den Körper an. „So treibt die Scham das Blut in die Wangen, die Furcht macht erblaffen, der Zorn und die Verzweiflung vermehren die Muskelstärke" usw. (Psych. I, 77). Von den Affekten sind die Leidenschaften durch die Dauer unterschieden. „Im allgemeinen liegt jeder Leidenschaft eine herrschende Vorstellung zu Grunde, die nicht etwa nur einmal, nur auf Veranlassungen, sondern fortwährend und vermöge einer bestehenden Disposition des Gemütes, sich als Begierde äußert" (Psych. II, 103). Sie sind nicht selbst Begierden, sondern „Dispositionen zu Begierden" (Psych. II 104). Schließlich sei noch auf Herbarts Ableitung der Temperamente aus

¹⁾ Vergl. auch Lehrbuch zur Psych. 41 und 76.

den Gefühlen und Affekten hingewiesen. Auf die Gefühle bezieht er das „fröhliche“ oder sanguinische Temperament und das „trübsinnige“ oder melancholische, auf die Erregbarkeit der Affekte das „reizbare“ oder cholerische und das „schwer bewegliche“ oder das pflegmatische. Das Begehren entsteht, wenn die Vorstellung so steigt, daß sie sich gegen Hindernisse anarbeitet. Es unterscheidet sich vom Gefühle und Vorstellen dadurch, daß es nicht als Zustand, sondern nur als eine Bewegung des Gemütes gedacht werden kann“ (Psych. II 76).¹⁾

Herbart hat den Intellektualismus wieder zur vollen Durchführung gebracht. Gefühl und Wille sind ihm nur Nebenprodukte der vorstellenden Kräfte. Darin, daß er auch bei seiner Psychologie auf die Metaphysik zurückgreift, liegt einer seiner Hauptfehler. Seine Auffassung des Verhältnisses der Seele zu ihren Vorstellungen ist nicht haltbar. „Zunächst ist es doch unbegreiflich, wie zwischen einfachen, unveränderlichen Realen Störungen drohen könnten, und ferner, wie das Seelenreal solchen versuchten Störungen Widerstand leisten könnte, ohne von denselben einen Eindruck, also irgend eine Veränderung zu erleiden. Zwischen einfachen, unveränderlichen Realen ist ein Geschehen, ein Entstehen von Vorstellungen gar nicht denkbar“ (Hagemann 276). Wundts Einwand, daß die innere Kausalität unseres geistigen Lebens mit dem unveränderlichen Beharren einer Substanz nicht vereinbar sei, entscheidet auch nach Kälpe „gegen eine Seelentheorie wie diejenige Herbarts, nach der das einfache Seelenreale dem tatsächlichen Wechsel des psychischen Geschehens fremd und fern gegenüber steht und sich an dem leeren Vorzug genügen lassen muß, als die Realität zu gelten“. Und der experimentellen Psychologie gegenüber nimmt Herbart eine schroff ablehnende Haltung ein: „Die Psychologie darf mit den Menschen nicht experimentieren;“

¹⁾ Vergl. auch Psych. II § 104 und S. 347,

und künstliche Werkzeuge gibt es für sie nicht" (Psych. I 9), wie er denn auch die Selbstbeobachtung verwirft (Einl. 278).

Sodann nimmt die Lehre von den Empfindungen, aus denen doch alle unsere Vorstellungen erst hervorgehen, nicht nur den ersten Platz in seiner Psychologie nicht ein, sondern sie erfährt überhaupt keine systematische Behandlung, sie kommt zu kurz.¹⁾ Nebenbei unterscheidet auch Herbart Vorstellungen und Empfindungen nicht immer streng, so Psych. II, 90. Die Bewegungsempfindungen sind ihm ferner noch ein unbestimmtes „Etwas" (Psych. II 121).

Großes Lob gebührt Herbart vor allem für die Einführung der Begriffe „Hemmung", „Verschmelzung", „Komplikation", für die Betonung mathematischer Messung²⁾ und für seine Lehre vom räumlichen und zeitlichen Vorstellen. In der Frage nach der Form der Anschauung weicht er von Kants apriorischem Standpunkt gründlich ab; seine Fragestellung ist präziser (vergl. Met. I, 12). Dadurch, daß er die Abhängigkeit der Raumborstellungen von Reizen konstatiert, leitet er die empirische Ermittlung der Bedingungen für die räumliche Anordnung unserer Empfindungen in die Wege (Psych. I 9).

Die Berechtigung der Behauptung Locke's, daß die Seele bei Herbart nur der Schauplatz für das gesetzmäßige Wechselspiel der Vorstellungen ist, erweist so recht dessen Lehre von den Gefühlen. Die einzige Fähigkeit der Seele besteht in der Erzeugung von Vorstellungen. Wie ist aber die ungleichartige Erscheinung der Gefühle möglich? Herbart gibt

¹⁾ An Herbarts Definition der Empfindung klingt deutlich an die von Otto v. Pfordten (61).

²⁾ Vergl. auch Brentano 87.

nur die Umstände an, unter denen Gefühle entstehen, nicht aber, wie es überhaupt möglich ist, daß aus dem Vorstellen ein Fühlen hervorgehen kann. Die Eigenart des Gefühls, das er als bloße Funktion der Empfindung auffaßt, kann doch nicht so ohne weiteres aus der Empfindung entspringen. Freilich setzt Herbart in dem Worte „Befriedigung“, auf die er die Lust zurückführt im Gegensatz zum Kampf der Begierden, schon voraus, was erklären will; das heißt, seine natürliche innere Erfahrung von den Gefühlen der Befriedigung oder des Unbefriedigtseins überträgt er unwillkürlich in seine abstrakte Theorie und kommt so zu der von C. Stumpf (Tonpsychologie) so köstlich gegeißelten Schilderung des Kampfes der Vorstellungen. Auch nach Külpe läßt sich die Herbartsche Auffassung des Gefühls als einer Funktion der Empfindung „nach der Aussage der inneren Wahrnehmung nicht halten. Denn diese lehrt uns beständig Empfindungen kennen, die wir schlechthin angenehm oder unangenehm finden, ohne dies Urteil auf eine Beziehung zu anderen Empfindungen zu stützen. Zahnschmerzen bleiben unangenehm, auch wenn die sonst im Bewußtsein ablaufenden Empfindungen weder übereinstimmende noch widerstreitende Beschaffenheit zu ihnen besitzen“ (Psych. 234). Ferner läßt sich nach Herbart die verschiedene Färbung der Gefühle gar nicht erklären. Sodann kann seine erste Einteilung der Gefühle (Psych. I 72) nicht befriedigen, weil sie nicht von einem einheitlichen Teilungsgrund aus erfolgt. Während die beiden ersten Gruppen auf Grund der verschiedenen Gefühlsursachen unterschieden werden, entstehen die letzteren auf Grund der Mischung aus positiven und negativen Gefühlen. Speziell seinen Gefühlen der Klemmung haftet etwas Unbestimmtes an, wie ja seine Schule die Gefühle in vage und fixe einteilt. Unerklärlich bleibt zudem in Herbarts Lehre, wie der Wille eine Vorstellung lenken kann,

Infolge seines Schematismus muß er sogar Affekte und Gefühle auseinanderreißen.

Nennt Külpe Herbart's Metaphysik geradezu eine Erneuerung der Leibniz'schen (Einkl. 121), so ist Herbart mit Kant einig in die Lehre vom Ding an sich und den Erscheinungen. Einig mit Kant ist Herbart auch in der Behauptung, daß das Angenehme und Unangenehme von vornherein zur Empfindung gehört. Herbart übersieht hierbei nur, daß Qualitäten und Intensitäten der Gefühle unabhängig vom Empfindungscharakter variabel sind. Einig ist Herbart ferner mit Kant in der Vertretung des formalistischen Standpunktes in der Ästhetik. In der Ethik — die sittlichen Gefühle subsumiert er unter die ästhetischen — nimmt er einen vermittelnden Standpunkt ein zwischen Reflexions- und Gefühlsmoral. „Denn seine praktischen Ideen, die den Maßstab aller sittlichen Beurteilung enthalten, weisen zum Teil auf emotionales, zum Teil auf ein intellektuelles Motiv hin“ (Külpe, Einkl. 311).

Zum Schlusse sei hier kurz der Philosoph behandelt, der teils abhängig von Herbart, teils unabhängig von ihm oft zu gleichen Resultaten gelangt, der aber auch oft gegen jenen polemisiert, nämlich Beneke. ¹⁾ Gemeinsam mit Herbart polemisiert Beneke gegen die angeborenen abstrakten Seelenvermögen (81), ²⁾ gemeinsam mit Herbart betont er die Dauer der Vorstellungen (108), für die er „Spuren“ annimmt, gemeinsam mit Herbart hat er die Begriffe „Verbindung“ und „Verschmelzung“ (114). Auch Beneke ist das Gefühl kein selbständiges Vermögen, denn „Gefühle sind aus Grundtätigkeiten zusammengesetzt“ (Erf. 122), oder:

¹⁾ Über sein Verhältnis zu Herbart äußert sich Beneke selbst in seiner „Neuen Psychol.“ 76—117.

²⁾ Vergl. auch Brentano 247!

„Die Formen des Begehrens, des Fühlens usw. existieren ursprünglich gar nicht in unserer Seele; sind in derselben nicht präformiert, sondern nur determiniert gegeben“ (Neue Psych. 73), oder: „Die Gefühle sind keine besonderen Grundgebilde, wie die Vorstellungen, die Empfindungen, die Begehren, denn Grundgebilde aller Gattungen können darin eingehen, oder unter gewissen Umständen zu Gefühlen werden“ (186 ebenda).¹⁾ Mit Herbart verwirft Beneke ferner Kants inneren Sinn (Neue Psych. 31 und 57). Im Gegensatz zu Herbart bezeichnet er es als die Hauptquelle der psychologischen Erkenntnis, „die Auffassungen dessen, was in uns selber vorgeht, einer genaueren Prüfung zu unterziehen“ (14 ebenda). Im Gegensatz zu Herbart ferner verwirft Beneke alle Spekulation (5 und 80 ebenda), insbesondere bekämpft er den Herbartischen Begriff von der Selbsterhaltung der Seele (88), die er als ein widerspruchsvolles Wesen ansieht, „welches nichts von außen in sich aufnehmen kann und doch unaufhörlich in seiner Qualität von außen bestimmt wird“ (89). Im Gegensatz zu Herbart unterstreicht Beneke die Wichtigkeit des Experiments (20). Ja, er will, daß die Psychologie „es den Naturwissenschaften gleichtue“ (29 und 44 und 47). Weiterhin betont Beneke im Gegensatz zu Herbart die Wichtigkeit der Gefühle. „Dies ist es, was den Gefühlen eine so große Wichtigkeit gibt: in ihm wird uns, ebenso wie das dem Augenblick Angehörige und mit ihm Wechselnde, so auch das Unveränderliche oder die tiefste Substanz der Seele kund“ (188). Schließlich erkennt er schon richtig, daß die Gefühle durch längere Dauer erschaffen (Erf. 107).

¹⁾ Vergl. ebenso bei Brentano 104!

3. Th. Lipps.

Lipps betont wieder aufs allerschärfste die Subjektivität der Gefühle im Gegensatz zur Objektivität der Empfindungen. Den Rückhalt der Empfindungen, um mich eines Dyröffschen Ausdruckes zu bedienen, bilden ihm die objektiv wirklichen Dinge, den Rückhalt der Gefühle das Ich. Zum Ausgangspunkt für die Betrachtung des Bewußtseinslebens nimmt Lipps die Empfindungsinhalte. Denn der erste Fall eines „Vorkommens“ von Bewußtseinslebnissen in Individuen ist dies, „daß ein Individuum einen Empfindungsinhalt hat, oder ist das reale, in einem Individuum vorkommende Empfinden, das Inhärieren eines Empfindungsinhaltes in einer Seele“ (Leitf. 2. Aufl. 48). Die Elemente des Bewußtseinslebens sind also die Empfindungsinhalte. Nicht zu verwechseln mit dem engeren Begriffe des Empfindungsinhaltes ist der weitere Begriff des Empfindens. Im Empfinden erleben wir einen Empfindungsinhalt, etwa den des Rot oder Sauer. „Wie ich nun von einem Rot oder Sauer nichts wissen könnte, wenn ich nicht das Rot gesehen und das Sauer geschmeckt hätte, so wüßte ich auch nicht, daß es so etwas gibt wie Empfinden oder Vorstellen, kurz Erleben, etwa einer Farbe oder eines Geschmacks, ich könnte also gar nicht den Begriff des „Empfindens“ oder der „Empfindung“ haben, wenn ich nicht auch dies Empfinden oder Erleben wiederum erlebte. So ist es denn auch. Ich habe niemals einen Empfindungsinhalt, ohne ihn gleichzeitig zu erleben als von mir gehabt, oder ohne gleichzeitiges Bewußtsein einer nicht näher beschreibbaren „Zugehörigkeit“ desselben zu mir“ (Leitf. 1). Lipps betont also die Doppelseitigkeit des Empfindungserlebnisses, d. h.

die Tatsache, „daß ich darin einerseits den Inhalt, zum andern mein Haben desselben erlebe“ (Leitf. 7). Ist das Empfinden ein Haben von Empfindungsinhalten, so ist das Wahrnehmen ein Haben von Wahrnehmungsinhalten; in diesen treten zu den einfachen Empfindungsinhalten noch räumliche und zeitliche Komplexmerkmale hinzu. „Die Empfindungsinhalte im engeren Sinne nennen wir aber nur die einfachen, durch sinnliche Reize uns zu teil gewordenen Inhalte, z. B. den einfachen Ton. Die räumlichen und zeitlichen Komplexe von solchen Inhalten dagegen, z. B. das Bild der räumlich ausgebreiteten farbigen Fläche, oder der zeitlichen Folge von Tönen, pflegen wir als sinnliche Wahrnehmungsinhalte und das Haben solcher Komplexe als sinnliche „Wahrnehmung“ zu bezeichnen“ (Leitf. 4). Jeder Empfindungsinhalt läßt sich letzten Endes als Produkt einer intensiven Verschmelzung betrachten. Denn „immer läßt sich der Reiz, dem ein solcher entstammt, in Teilreize, und damit zugleich der Empfindungsvorgang in qualitativ einander gleiche Teilvorgänge zerlegen, die aber eben zu einem Vorgange verschmelzen“ (Leitf. 78).

Die Empfindungsinhalte und die ihnen entsprechenden Vorstellungsinhalte werden erlebt als ein schlecht hin von mir Unterschiedenes und mir Gegenüberstehendes. Sie sind absolut gegenständliche Inhalte. In den Empfindungen „steckt unmittelbar das Objekt oder die Objektivität, das mir Gegenüberstehen, die Gegenständlichkeit. Diese Gegenständlichkeit ist das allgemeine Charakteristikum des Empfundenen“ (Vom Fühlen 3). In den „Grundtatsachen“ war das noch nicht so scharf und noch nicht so bestimmt im Sinne einer rein deskriptiven, von der Selbstbeobachtung aus charakterisierenden Analyse bezeichnet; da heißt es noch: „In der Tat ist es die Erzeugung durch äußere Reize, auf die wir im letzten Grunde alles zurückführen, was sich von ob-

jektiven seelischen Inhalten in uns findet" (Grundt. 66), und: „Das eigentliche Geschäft der wohlumgrenzten, von den Sinnesorganen herstammenden Empfindung" ist es, „von der objektiven Welt, ich meine der Welt der Dinge außer uns, ein Bewußtsein zu vermitteln" (Grundt. 297). Hiernach ist die Bedingung für das Zustandekommen einer Empfindung zunächst die „Einwirkung eines Objektes auf das zur Aufnahme der Einwirkung bereite körperliche Organ" (Grundt. 38). Ein Nachklang dieser Auffassung hört sich noch in „Zeitfaden" dort durch, wo Lipps die Empfindungsinhalte sinnliche Empfindungsinhalte nennt, „weil sie der Wirkung der Außenwelt auf die Sinne ihr Dasein verdanken" (Zeitf. 1). Wie nach Kant die Dinge uns in der Anschauung gegeben sind und der Verstand sie denkt, so sind für Lipps die Gegenstände des Denkens „zunächst in den sinnlichen Empfindungs- und Wahrnehmungsinhalten gegeben" (Zeitf. 6). Wie Kant der Spontaneität des Verstandes die Rezeptivität der Sinnlichkeit gegenüberstellt, so nennt auch Lipps das Haben eines Empfindungsinhaltes ein rezeptives Erlebnis; dieses schließt nichts von Tätigkeit in sich: „Der Empfindungsinhalt wird mir ohne Zutun zu teil; er ist eben da" (Zeitf. 6). In den Empfindungsinhalten erscheint uns die objektive Welt der wirklichen Dinge, die Außenwelt: „Wie aber in dem Empfindungsinhalte Blau, so liegen in allen Empfindungs- und sinnlichen Wahrnehmungsinhalten implizite objektive Gegenstände. Sie explizieren sich im Akte des Denkens" (Zeitf. 8). Die Empfindungsinhalte „konstituieren" also die Mannigfaltigkeit der Sinnendinge, d. h. der Dinge, wie sie sich unseren Sinnen unmittelbar darstellen. Auch Lipps unterscheidet notwendigerweise die Erscheinungen, die nichts als Komplexe von Empfindungsinhalten sind, von dem ihnen „zugrunde liegenden Realen", von den Dingen an sich. „Indem aber

der Gegenstand von den Inhalten sich qualitativ sondert, tritt die Welt der Erscheinungen der Welt des Realen als eine anders beschaffene Welt gegenüber" (Zeitf. 11).

In den Empfindungsinhalten unterscheidet Lipps Qualität und Intensität. „Die Lautheit eines Tones etwa wird als Intensität bezeichnet“, aber „der Unterschied der Höhe und Tiefe der Töne ist ein qualitativer Unterschied“ (Zeitf. 50). Die Intensität nennt Lipps auch Quantität. In der Lautheit eines Tones sieht er zwar zunächst eine Qualität, aber „eine solche, mit deren Veränderung eine Veränderung des Grades der „Zumutung“ Hand in Hand geht, welche der Ton an meine Auffassungstätigkeit stellt. In diesem Grad der Zumutung aber besteht die Quantität“ (Zeitf. 50). Die Intensität ist also „die Größe des Anspruches, den das Empfundene vermöge seiner Qualität an die Auffassungstätigkeit stellt“ (Zeitf. 163). Da Lipps für die Einwirkung des Objekts verschiedene körperliche Organe annimmt (38), unterscheidet er die bekannten Empfindungsqualitäten: Gesicht-, Gehör-, Geschmacks-, Geruchs- und Hautempfindungen. Die Form „in welcher gleichzeitige Gesicht- und Tastinhalte geordnet erscheinen“ (Zeitf. 84), ist der Raum, während die Zeit die Form ist, in der wir alle Inhalte anschauen und alle Gegenstände denken.

Auf der Verschiedenheit von Empfindungsvorgang und Empfindungsinhalt baut Lipps seine Lehre von den bewußten und sogen. unbewußten Empfindungen auf. „Erreicht ein Vorgang die Bewußtseinschwelle nicht, d. h. tritt der zugehörige Inhalt nicht ins Dasein, so können wir ihn als unbewußten Vorgang, und je nachdem er Empfindungs- oder Vorstellungsvorgang ist, als unbewußte Empfindung bezw. unbewußte Vorstellung bezeichnen. Eine bewußte Empfindung oder Vorstellung ist im Gegensatz dazu derjenige Vorgang, in welchem der zugehörige Bewußtseinsinhalt tatsächlich em-

pfunden bzw. vorgestellt wird. . . . Eine unbewußte Empfindung oder unbewußte Vorstellung ist nicht ein unbewußter Empfindungs- bzw. Vorstellungsinhalt. Dies wäre ein Widerspruch in sich selbst. Sondern unbewußt ist der Vorgang" (Zeiff. 63). Ja, Lipps ist überzeugt, daß unbewußte Empfindungen und Vorstellungen sich nicht nur gelegentlich in uns finden, sondern daß der psychische Lebenszusammenhang sich der Hauptsache nach in solchen abspielt (vergl. schon Grundt. 158). Weiterhin unterscheidet Lipps objektive und subjektive Empfindungen in dem Sinne, daß im ersteren Falle das Empfundene existieren kann, „unabhängig davon, ob es empfunden wird“, daß dagegen das im zweiten Falle Empfundene, der Schmerz etwa, nur existiert, „indem es empfunden wird“ (Zeiff. 183). Ja, ein und dieselbe Empfindung kann nach Lipps sogar bald subjektiv, bald objektiv erscheinen. „Die Empfindung der Wärme etwa ist eine objektive, wenn ich die Wärme an einem Dinge, z. B. einem Ofen, empfinde, dagegen ist sie eine subjektive, wenn die empfundene Wärme Wärme des eigenen Körpers ist . . . Der Empfindung der Wärme des Ofens kann ich eben entgehen, ohne daß die Wärme selbst aufhörte, zu existieren. Der Empfindung der Wärme des eigenen Körpers dagegen vermag ich nicht in gleicher Weise zu entgehen, d. h. dort bestehenden Bedingungen der Empfindung bzw. Nichtempfindung, die hier nicht bestehen“ (Zeiff. 185).

Die körperlichen Schmerzen gehören einerseits der objektiven Empfindung an, andererseits unserm subjektiven Unlustgefühle. „Wir bezeichnen gemeinhin das Ganze, was wir erleben, wenn etwa der Zahnnerv mißhandelt wird, zusammenfassend als Schmerzgefühle. Wir tun dies, weil uns hier, wie in vielen anderen Fällen, das, was wir objektiverweise empfinden und an der bestimmten Stelle unseres Körpers localisieren, mit dem Inhalt unseres subjektiven

Empfindens, weil uns also das Unangenehme mit dem Gefühl der Unannehmlichkeit, das Schmerzhafte mit dem Schmerzgefühl, allgemeiner gesagt, der Grund mit der Folge unzertrennlich verbunden erscheint" (Grundt. 200).

In den Empfindungen steckt das Ich nur mittelbar: „Ich empfinde oder erlebe nicht mich als rot oder sauer" (Zeitf. 3); in den Gefühlen dagegen unmittelbar: „Ich erlebe, wenn ich Lust oder Trauer fühle, unmittelbar „mich als lustig oder traurig" (ebenda). „Die Gefühle sind unmittelbar erlebte Ichqualitäten oder Ichzuständlichkeiten" (vom Fühlen 3). Während das Empfundene mir gegeben ist, erlebe ich Gefühle, erlebe ich mich. „Und indem ich mich erlebe, erlebe ich die Qualitäten des Ich, die Gefühle. Ich erlebe etwa mich als lustig, traurig, überrascht u. s. w. Dann erlebe ich mich, und an mir, als Bestimmtheit meiner, die Lust, die Trauer u. s. w. oder das Lustig-, Traurigsein; oder ich erlebe die Lust, die Trauer und erlebe darin mich" (Vom Fühlen 3). Das allgemeine Charakteristikum der Gefühle ist sonach die Subjektivität. Diese ist aber nicht etwas, was zu den Gefühlen hinzukommt, sondern sie macht das Wesen derselben aus.

Ähnlich wie Wundt sind auch Lipps Lust und Unlust nur Gefühlsrichtungen, innerhalb welcher die größte qualitative Mannigfaltigkeit besteht. Lipps bestreitet nicht nur die Ansicht Kants, daß Lust und Unlust die einzigen qualitativen Unterschiede von Gefühlen seien, sondern Lust und Unlust sind ihm eigentlich nur Namen für eine Färbung, für eine Seite oder Eigentümlichkeit der Gefühle. „Das Schreckgefühl oder das Gefühl der Überraschung etwa ist an sich überhaupt nicht ein Gefühl der Lust oder Unlust, sondern es ist ein eigenes Gefühl, das lust- und unlustgefärbt sein kann. Es gibt einen freudigen und daneben einen unlustvollen Schreck. Es gibt ebenso eine freudige und eine

unangenehme Überraschung. Beiden liegt aber das Gemeinsame des Schreckgefühls oder des Gefühls der Überraschung, das bald lust-, bald unlustgefärbt sein kann, zugrunde. Damit haben wir also jedesmal eine weitere, an sich gegen Lust und Unlust neutrale Gefühlsqualität gewonnen. Andererseits kann ein Gefühl des Erhabenen und des Komischen in gleichem Grade lustgefärbt sein. Dabei ist aber die Lust im einen und im andern Falle qualitativ durchaus verschieden. Sie hat das eine Mal den Charakter der Erhabenheit, das andere Mal den davon durchaus verschiedenen Charakter der komischen „Lustigkeit“. Das Komische belustigt mich, das Erhabene belustigt mich niemals, so sehr auch ich mich desselben freuen mag. Es ist also hier wie dort Lust; aber nicht nur durch den Grad verschiedene Lust. Es ist jedesmal andere Lust, weil jedesmal ein anderes Grundgefühl oder eine andere der Lustfärbung zugrunde liegende Gefühlsqualität vorliegt (Vom Fühlen 11). Neben dem Lust- und Unlustcharakter sieht Lipps aber noch andere Färbungen der Gefühle. Es ist dies vor allem der Quantitätscharakter der Gefühle, d. h. „der Gegensatz des Gewichtigen und Gewichtlosen, den niemand mit dem Gegensatz zwischen Intensität und minderer Intensität der Lust oder Unlust, d. h. mit dem Gegensatz der Grade, in welchem ein Gefühl lust- oder unlustgefärbt sein kann, verwechseln wird. Dieser Gegensatz ist beispielsweise charakteristisch für das Gefühl des Erhabenen einerseits, und das Gefühl des Komischen, überhaupt des Belustigenden oder des „Amüflierens“ andererseits. Im Gefühl des Erhabenen steckt ein Gefühl des Gewichtigen, oder es steckt darin das eigentümliche qualitative Moment der Größe oder des Ernstes, das wir wohl am besten mit dem Namen „Gefühl des Gewichtigen“ bezeichnen. Dagegen steckt im Gefühl des Belustigenden oder der Lustigkeit oder der fröhlichen oder heiteren Lust als eine Seite oder Eigen-

timlichkeit desselben das Gefühl des Gewichtlosen oder des Leichten, Spielenden, des nicht Ernstes" (Vom Fühlen 12). Ein ähnlicher Gegensatz existiert auf dem Gebiete der Unlustgefühle. „Es ist etwas völlig anderes, ob eine Tatsache mich entrüstet, empört oder tieftraurig macht, oder ob mich dieselbe ärgert oder verletzt" (ebenda). Hierbei ist wiederum zu beachten, daß in der Empörung und Trauer ein Moment des Höherwertens liegt, das dem Ärger fehlt. Und in der Gewichtigkeit der Trauer, die wir „Tiefe" nennen, liegt auch ein Moment der Ruhe, das der Empörung fehlt. Lust und Unlust bedeuten also für Bipps nur, daß man unter diesem Sammelnamen alle „affektiven" Gefühle zusammenfassen kann ähnlich wie etwa alle Farbenempfindungen unter dem Titel Helligkeits- und Dunkelheitsempfindungen. Da Lust und Unlust nur Gefühlsfärbungen sind, zu denen noch andere Färbungen hinzutreten können, sucht Bipps etwas auf, das allen Gefühlen gemeinsam ist und als das letzte Grundgefühl gelten darf. Und dies Gefühl, ein allgemeinstes und fundamentalstes Icherlebnis, ist das Tätigkeitsgefühl. „Ich fühle in jedem Momente meines Lebens mich irgendwie tätig" (Vom Fühlen 13). Die entgegengesetzten, wechselnden Färbungen dieses Tätigkeitsgefühles, dieses dauernden Icherlebnisses, das man auch, da der Sinn des Lebens Tätigkeit ist, Lebensgefühl nennen kann, sind eben Lust und Unlust. Und alle Gefühle sind nur „Modifikationen, Nuancen, Charaktere, Differenzierungen dieses Grundgefühls" (Beitf. 25).

Alle Gefühle, die der Lust- oder Unlustrichtung angehören, scheidet Bipps in zwei große Gruppen, in gegenständliche Gefühle und Selbstgefühle. Die erste zerfällt wiederum in 4 Klassen: in Gegenstandsgefühle, die wiederum Form- oder Elementargefühle sein können, in Mischgefühle, in Konstellationsgefühle und in affektive Zustandsgefühle. Die

Gegenstandsgefühle sind „Gefühle der Lust, die aus der Apperzeption eines bestimmt gearteten Gegenstandes entspringen“ (Zeitf. 285). Anders gesagt, die Lust an einem Gegenstande ist „die Färbung“ der Tätigkeit der Auffassung eines Gegenstandes. Elementargefühle sind Gefühle der Lust oder Unlust an einem Gegenstande, der für unser Bewußtsein einfach ist, z. B. an dem einfachen Ton. Formgefühle sind Gefühle der Lust oder Unlust an komplexen Gegenständen, d. h. solchen, die durch Verwebung für uns zustande kommen. Da Lust und Unlust abhängig sind von der Fähigkeit eines Vorganges, mich in Anspruch zu nehmen, haftet ihnen ein Quantitätsgefühl an. Dies ist positiv oder negativ, ein Gefühl des Großen oder des Kleinen. Wächst die Größe ins Übermaß, so schlägt die Lust in Unlust um. Auf diese Weise entstehen die Gefühlsmischungen oder Verwebungen. Es sind „einheitliche Gefühle, in denen aber, unbeschadet der Einheitlichkeit, beides, Lust und Unlust als „Partialgefühl“ neben einander steht; so etwa, wie Grün-gelb eine einheitliche Farbe ist, die doch das Grün und Gelb in sich unterscheiden läßt“ (Zeitf. 297). Als besondere Arten dieser Mischgefühle, deren Existenz Bippß in „Komik und Humor“ (S. 114 f.) bekämpft hat, erwähnt er das Gefühl der Rührung, der Wehmut, des Humors und der Tragik. Das Gefühl der Komik ist ein Mischgefühl aus heiterer Lust und Unlust der Enttäuschung. Die Konstellationsgefühle ergeben sich aus den Beziehungen der psychischen Vorgänge zu den gleichzeitigen und vorangehenden Vorgängen. Er bezeichnet sie auch als Heim- und Fremdgefühle. Unter diese Rubrik rechnet er zunächst das Gefühl der Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit, womit er „das Gefühl der Betätigung und Natürlichkeit beim Fortgang von Erlebnissen zu ähnlichen und das gegenteilige Gefühl, der Hemmung, Zumutung, Reibung, beim Fortgang von einem Erlebnis zu völlig anders

gearieteten Erlebnissen“ meint (Zeitf. 398). Verwandt ist jenen das Gefühl der Befriedigung, dem gegenüber stehen das Gefühl des unbefriedigten Verlangens, des Überdrußes, der Enttäuschung. Auch das Gefühl des Könnens, oder Nichtkönnens gehört hierher. Unter den Fremdgefühlen zählt er besonders auf das Schreckgefühl, das Gefühl der Überraschung und des Erstaunens. Das erste entsteht, „wenn das Erlebnis mit der Unvorbereitetheit eine größere Eindrucksfähigkeit verbindet“; beim zweiten überwiegt das Moment der Fremdheit; das dritte entsteht, „wenn ich auf die Größe oder das Gewicht des Erlebnisses nicht vorbereitet bin“ (Zeitf. 299). Ebenso findet hier seinen Platz das Gefühl der Bekanntheit und Neuheit, das aus der Beziehung der Erlebnisse zu den in mir vorhandenen Gedächtnisspuren entsteht. Endlich sind hier noch zu nennen die Gefühle des Ablaufes der intellektuellen Tätigkeit, „also vor allem das befreiende Gefühl der subjektiven Gewißheit, das beengende Gefühl der subjektiven Ungewißheit, des Schwankens, des Zweifels, das Gefühl der Befriedigung, wenn eine Frage sich beantwortet, der Unbefriedigung, wenn die Antwort nicht zu finden ist“ (Zeitf. 302). Als neue Gefühlsklasse treten den Konstellationsgefühlen zur Seite die allgemeinen Zustandsgefühle. „Ich fühle mich anders, wenn ich innerlich konzentriert, etwa in einem einzigen Gedanken oder Wollen zusammengefaßt, als wenn ich innerlich zerteilt bin. Ich fühle mich anders, wenn mein gesamtes psychisches Leben frei, leicht, als wenn es schwer, gedrückt, gehemmt, träge abläuft. Ich fühle mich ebenso anders, wenn ich stark, als wenn ich nur wenig von dem, was ich erlebe oder vorstelle, in Anspruch genommen bin; anders in der inneren Ausfüllung als in der inneren Leere. Ein ausgeprägtes Gefühl der letzteren Art ist die Langeweile. Sie ist ein Unlustgefühl aus dem Widerstreit zwischen dem Be-

bedürfnis intensiverer psychischer Betätigung und dem Mangel der Anregung dazu, beziehungsweise der Unfähigkeit, mich dazu anregen zu lassen" (Zeitf. 303). Alle Gefühle dieser vier Klassen werden auf einen Gegenstand bezogen; so erscheint mir z. B. im Schreckgefühl unmittelbar ein Gegenstand als das mich Erschreckende. Erst in der rückschauenden Betrachtung erkenne ich solche Gefühle begründet als in der Konstellation oder in dem allgemeinen psychischen Zustand.

Die zweite Gefühlsgruppe bilden die Selbstgefühle. Das Ich ist der Gegenstand derselben. „Dieselben sind, als auf mich, als ihren Gegenstand, bezogene Gefühle, notwendig solche, die in der rückschauenden Betrachtung meiner entstehen. Sie sind, genauer gesagt, Gefühle angesichts der in der rückschauenden Betrachtung gefundenen Tätigkeit oder Weise der Betätigung meiner selbst, andererseits auch angesichts des in dieser Betrachtung erkannten Tätigseinkönnens" (Zeitf. 304). Anders ausgedrückt, es kann auch „die Tätigkeit oder das sich betätigende Ich selbst Gegenstand des Lustgefühls sein, oder ich kann mir selbst als lustvoll oder als das Gegenteil erscheinen" (Vom Fühlen 229). Bei dem Selbstgefühl handelt es sich um das erfasste und betrachtete Ich, während es sich bei den andern Gefühlen um das erfassende und betrachtende Ich handelt. Die Selbstgefühle dürfen somit nicht identifiziert werden mit den Ichgefühlen. Alle Gefühle sind Ichgefühle, nicht aber Selbstgefühle. Beim einfachen Ichgefühl finde ich mich schlechthin lust- oder unlustgestimmt. Wenn ich dagegen Lust an mir oder Achtung vor mir oder auch das Gegenteil fühle, so liegt darin keine Beziehung auf das jetzt erlebte Ich, das nicht doppelt sein kann, sondern auf das Ich der Erinnerung. Mit andern Worten, das gegenwärtig erlebte Ichgefühl irgend welcher Art oder das eben erlebte Ich hat oft das erinnerte Ich zum Gegenstand, und dann ist das

Gefühl eben Selbstgefühl (Das Selbstbewußtsein 12). Lustgefühle solcher Art sind das Gefühl der Billigung, des Stolzes, der Achtung, Unlustgefühle solcher Art sind das Gefühl der Mißbilligung, der Scham oder der Reue. In diesen Selbstgefühlen liegt ein Werturteil, dies ist „das Bewußtsein, mein Verhalten oder das eines andern sei recht, solle oder dürfe so sein, wie es ist, bzw. es solle oder dürfe nicht so sein. Dies Urteil ist eine urteilende Bestätigung oder eine Verurteilung, ein Bewußtsein der Gültigkeit oder Ungültigkeit des beurteilten Verhaltens. Es ist dies eine neue Art des Urteiles; ein Seitenstück zu den Urteilen über „Wahrheit“ oder „Falschheit“ eines Verstandesurteils“ (Zeitf. 305).

Durch den Vergleich der gegenständlichen Gefühle mit dem Selbstgefühle erklärt Lipps seine Lehre von der Einfühlung. Das Wesen derselben ist das, was wir Miterleben nennen, „also dies, daß ein Gedachtes und gegenständlich Erfasstes, kurz etwas, das für uns Objekt ist, in unser Erleben eindringt“ (Vom Fühlen 240). Diese miterlebende Erfassung einer eigenen Weise meiner Tätigkeit steht also gegenüber der Apperzeption des von mir verschiedenen Gegenstandes. Damit sind zugleich zwei Möglichkeiten des Lustgefühls einander gegenübergestellt. Obwohl Lust und Unlust in beiden Fällen Färbung einer Tätigkeit des Erfassens sind, so ist diese Tätigkeit doch beide Male charakteristisch verschieden. „Sie ist in einem Falle Erfassung des von mir verschiedenen oder des sinnlichen Gegenstandes, und damit einfaches gegenständliches Erfassen, sie ist in andern Falle „Miterleben“ des Erfassten. Jenes wollen wir ausdrücklich als das bloß „apperzipierende Erfassen“ bezeichnen, dies letztere dagegen können wir mit einem neuen Namen auch einfühlenbes Erfassen nennen. Tun wir dies letztere, so verstehen wir unter „Einfühlung“ eben jenes Miterleben, d. h. das Eindringen einer Tätigkeit oder Weise

der Betätigung des Ich, die mir gegenüber steht oder mein Objekt ist, in das Erleben des erfassenden Ich (Vom Fühlen 235). Allgemein kann aber die Einfühlung auch bezeichnet werden als die „Projizierung unserer selbst in die von uns verschiedenen Objekte“, als der „Drang der Vermenschlichung der Dinge“ (Zeitf. 25). Die verschiedenen Arten der Einfühlung sind 1. die allgemeine apperzeptive Einfühlung, 2. die Stimmungseinfühlung, 3. die Einfühlung in die Natur und den Naturzusammenhang, 4. die Einfühlung in die sinnliche Erscheinung des Menschen, 5. die ästhetische und praktische Einfühlung. Die erstere besagt, „daß ich alle Gegenstände, indem ich sie in ihrer Eigenart und Abgrenzung in meinen geistigen Besitz bringe, mit meiner Tätigkeit, also meinem Leben durchdringe“ (Zeitf. 195); in der zweiten erlebe ich „eine allgemeine Weise meines inneren Verhaltens, eine Rhythmik oder einen Wellenschlag des seelischen Geschehens überhaupt, kurz eine so oder so geartete Stimmung“ (Zeitf. 197); die dritte bedeutet, daß ich, der die Dinge und das Geschehen in der Natur als kausal verknüpft denke, mit Notwendigkeit die bestimmte Wirkung zu ihrer Ursache hinzudenken muß; die wichtigste ist das Eindringen in ein fremdes Bewußtseinsleben, das Einfühlen in körperliche Lebensäußerungen eines fremden Individuums, in Gebärden, Sprache und willkürliche Bewegungen desselben; während endlich das ästhetische Miterleben „Miterleben eines der Wirklichkeit entrückten Innern oder Seelischen“ ist, (Zeitf. 207), ist die Einfühlung mit dem Bewußtsein der Wirklichkeit des Eingefühlten praktische Einfühlung.

An besonderer Stelle spricht Lipps vom religiösen Gefühl. Es ist dies das Gefühl der Ehrfurcht vor dem „transzendenten Ich“ und ein Gefühl der Hoffnung und des Vertrauens, daß die Welt Offenbarung ist dieses Welt-

grundes, daß alle Forderungen unseres Denkens, Wertens und Wollens Forderungen desselben sind (Zeitf. 308).

Neben die Gefühlsrichtung von Lust und Unlust stellt Lipps noch die der Strebung und Widerstrebung. Das Grundgefühl ist ja das Tätigkeitsgefühl. In der Tätigkeit aber liegt ein Moment des Tendierens, des Gerichtetseins, des Zielens. Tätigkeit ist „strebende innere Bewegung“ (Vom Fühlen 19). Es kann nur bei dem bloßen Streben bleiben, ohne daß dasselbe in Tätigkeit übergeht. Ein solches Icherlebnis des Strebens nennt er Strebungsgefühl, das ebenso wenig wie das Lustgefühl auf etwas anderes zurückführbar ist. Die Ichbestimmtheit und die Verschiedenheit der Qualitäten, die allen Gefühlen zukommt, haftet natürlich auch jeglichem Strebungsgefühl an. „Ich fühle mich strebend, geneigt, genötigt“; in dem aktiven Streben „erlebe ich in spezifischer Weise „mich“ als zielend, drängend, auf etwas gerichtet“, in dem passiven Streben „erlebe ich das Zielen, Drängen, das Gerichtetsein, kurz das Tendieren als etwas, das „in mir“ geschieht“ (Zeitf. 18). Um dieses Strebungsgefühles willen spricht Lipps in seinen letzten Abhandlungen zuerst vom Streben. Darunter versteht er „das in seinem natürlichen Fortgange gehemmte oder Hemmungen überwindende psychische Geschehen“ (Zeitf. 229). Im Streben liegt ein doppelter Gegensatz: einmal ist es positives oder negatives, dann ist es aktives oder passives Streben. Obwohl Streben und Widerstreben verschiedene Gefühlsenerlebnisse sind, so sind sie doch nur Modifikationen eines und desselben Gefühles. Auch das negative Streben ist insofern ein positives, als es einem andern Streben, einem Drang, einer Nötigung entgegenwirkt. Und jedes Streben ist ein Widerstreben, indem es Streben ist gegen das, was durch die Verwirklichung des Strebens aufgehoben wird. Jedes Gefühl des Strebens bewegt sich zwischen

den charakteristischen Färbungen der Aktivität und Passivität. Das aktive Streben bezeichnet „mein“ Streben, das passive ist ein Streben „in mir“ oder „gegen“ mich. Der Passivitätscharakter des Strebens ist am ausgesprochensten enthalten im Gefühle des Zwanges. Dem einfachen oder nackten Streben steht gegenüber das Streben in Bewegung. Das Gefühl der im Fortgang der strebenden inneren Bewegung sich lösenden Spannung nennt er Gefühl des Wirkens, oder der Tätigkeit, oder der Arbeit. Neben dem Gefühl der aktuellen Tätigkeit steht das Gefühl der potentiellen Tätigkeit oder das Gefühl des Könnens. Dem Gefühle der aktiven Tätigkeit gegenüber steht das Gefühl der passiven Tätigkeit oder das Gefühl des Erleidens. Das Gefühl der Höhe der „im Übergang zur Lösung begriffenen Spannung“ (Zeitf. 235) ist das Gefühl der Kraft. Wird das Ziel erreicht, zergeht das Streben, so entsteht das Gefühl des Einklanges zwischen Erlebtem und Erstrebtem, das Gefühl der Befriedigung. Dieses hat ein spontanes Gepräge, wenn der Erfolg aus meiner aktiven Tätigkeit hervorgeht, ist also ein Gefühl des Gelingens, und hat einen rezeptiven Charakter, wenn das Erstrebte mir zuteil wird, „in den Schoß fällt“. Schließlich ist noch das bloße Wünschen vom Wollen zu unterscheiden; in diesem letzteren liegt im Gegensatz zu dem ersteren ein Tätigseinkönnen und -wollen. „Im bloßen Wünschen — ich wünsche, daß das Wetter sich bessern möge — liegt nichts von Arbeit oder Tätigkeit. Sage ich dagegen: — „ich will“ daß etwas geschehe, so sage ich damit, daß ich „etwas dazu tun“ kann und tun „will“ (Zeitf. 236).

Über den Zusammenhang zwischen Lust und Strebungsgefühl äußert sich Lipps folgendermaßen: „Lust und Strebungsempfindung denken wir uns übereinstimmend nicht unmittelbar durch äußere Reize, sondern erst durch die Art, wie die durch die Reize erzeugten Empfindungen in

der Seele wirken, mit einander oder mit dem Seelenganzen in Beziehung treten, zuwege gebracht. Sie sind von einander nicht unabhängiger, sondern abhängiger als Töne von Richtempfindungen. Wir können hören, ohne zu sehen, wir kennen aber keine Strebung, die nicht etwas von Lust oder Unlust mit sich führte und keine Lust, aus der nicht das Streben, den Gegenstand der Lust festzuhalten oder zu erlangen, unmittelbar folgte" (Grundt. 25). Besonders das aktive Streben ist „selbstverständlich“ ein Streben nach dem Lustvollen. „Es ist natürlich, d. h. normal, daß immer das Lustvolle von uns erstrebt wird und wir dem ihm widerstrebenden Unlustvollen widerstreben" (Vom Fühlen 72). Das Interesse am Lustvollen ist das Grundinteresse, es bleibt auch gleichsam als Unterströmung in dem Streben nach dem Unlustvollen, wenn ich mich also „gedrängt“ fühle, auch das Häßliche und Schreckliche zu erleben. Da die Gefühle immer ein Streben oder Widerstreben enthalten, das unter Umständen kaum noch zum Bewußtsein gelangt, sind sie schon Momente, Bestandteile von Willenshandlungen. Über das Verhältnis der Lust zum Strebungsgefühl orientiert uns wohl am leichtesten das Gefühl der Befriedigung, das ein Doppeltes besagt. „Ich fühle mich befriedigt, d. h. ich empfinde Lust; und ich bin befriedigt, d. h. ich habe genug, strebe oder begehre nicht weiter" (Grundt. 623). Je weiter das Streben noch von der Befriedigung entfernt ist, um so mehr Grund liegt vor zur Unlust. Das Strebungsgefühl kann also mehr oder weniger einen Lust- oder Unlustcharakter annehmen und schließlich ganz in Lust oder Unlust übergehen. Strebungsgefühle und Lust- und Unlustgefühle sind also sonach wohl von einander unterschieden. Man darf sie aber nicht als selbstständig neben einander stehende Bewußtseinsvorgänge auffassen. Denn in beiden Gefühlsinhalten haben wir „uns“, den letzten, absolut einheitlichen Kern des Ich.

Auch Lipps redet von Affekten, „wenn die psychische Bewegung eine heftigere, und demgemäß von intensiveren Affektgefühlen begleitet ist“ (Zeitf. 309). In ihnen liegt eine lähmende, aber auch eine erregende Wirkung. Die körperlichen Folgeerscheinungen der Affekte haben mit diesen an sich nichts zu tun; „doch können sie vermöge ihres unmittelbaren Zusammenhanges mit den Affekten diese rückwirkend verstärken oder ihre Dauer steigern“ (Zeitf. 311). Wer zu starken Affekten neigt, „wird wohl auch als leidenschaftlich bezeichnet“ (Zeitf. 311). Die Temperamente betrachtet Lipps im Gegensatz zu Kant und Herbart als Verstandestypen.

Die Empfindungs- und Gefühlslehre wurde bei Th. Lipps in einer größeren Breite gegeben, um einerseits den Reichtum aufzuweisen, den Lipps dem Gegensatz auch für die Seite des Gefühls zu entlocken weiß, und anderseits die Mittel zu einer Würdigung möglichst zahlreich bereitzustellen. Eine vollständige Kritik ist indes hier unmöglich.

Die Autorität des Aristoteles hat Lipps für sich, wenn er das Gefühl mit der Tätigkeit in engsten Zusammenhang bringt (Zeitf. 25 und 282 u. a.). Lipps wird von Kälpe der „bedeutendste Vertreter einer reinen Psychologie“ (Einl. 69) genannt. Seine Betrachtungsweise ist wirklich eine empirische, und hierin übertrifft er Kant und Herbart. Das beweist er in seinem Ausgehen von den Inhalten der Empfindung und in deren energischer Unterscheidung von den Empfindungsvorgängen. Seine Scheidung zwischen subjektiven und objektiven Empfindungen darf zu keiner irrthümlichen Auffassung Anlaß geben, indem man sagt: wenn auch gewissen Empfindungen subjektive Bedeutung zugesprochen werden kann, so darf man also nicht mehr die Subjektivität fürs Gefühl als etwas Besonderes in Anspruch nehmen, es fällt damit der Hauptgrund für die Trennung von Em-

mpfindung und Gefühl. Vielmehr meint Lipps, diese oder jene Empfindung ist nur subjektiv im Verhältnis zu einer andern Empfindung. Gerade diese Tatsache, daß die Gesichtseindrücke die objektivsten Empfindungen sind, weil eben das Auge der beschäftigteste Sinn ist, scheint Ziegler für die Gefühlsbetonung der Empfindungen zu sprechen (58). Der Grund für die Trennung von Empfindung und Gefühl liegt nicht in der Unvergleichbarkeit beider, sondern darin, daß das Ich in den Empfindungen nur mittelbar steckt, in den Gefühlen aber unmittelbar. Lipps präzisiert zunächst den Begriff der Objektivität schärfer als Kant, nach ihm liegt das Objektive in der Empfindung, während es bei Kant wesentlich ein Beziehungsbegriff ist. Dieser objektive Charakter bewährt sich vielleicht auch in dem Verhältnis zwischen Empfindung und Raum, das Lipps anders als Kant und Herbart bestimmt (vergl. Leitfaden 84). Sodann betont er noch viel schärfer als Kant die Subjektivität des Gefühls. Er bestimmt das Subjekt oder die Subjektivität als die Beziehung auf das Ich im Empfinden und Vorstellen, auf das phänomenale Ich, das durch Reflexion festgestellt werden kann, als das Ich, das bei den Bewußtseinsinhalten jederzeit vorausgesetzt ist. Also neben der Vorstellung von unserm Ich haben wir ein direktes Gefühl davon; in der Form des Gefühls ist das Ich längst da, ehe es zur Ichvorstellung wird. Dagegen kann das Bewußtsein der Beziehung des Vorstellungsinhaltes auf mein Ich sehr wohl mehr oder weniger zurücktreten, „ohne daß dadurch das Vorhandensein des Vorstellungsinhaltes selbst Schaden erleide“ (Grundr. 30). Einen Einwand gegen dieses Gefühllich erhebt Orth. Gefühl und Ich können nach ihm nicht identisch sein; lernt doch das Kind erst allmählich sich von der Außenwelt unterscheiden und als Ich kennen, obwohl es schon in allerfrühester Kindheit Gefühle

hat. In Empfindung und Gefühl kann kein verschiedenes Ich stecken. „Wenn dem so wäre, so hätten wir ja ein doppeltes Ich, und das wäre eine Tatsache, welcher die Einheit unseres Bewußtseins widerspricht“ (24). Der Einwand, daß Kinder erst von einem gewissen vorgefahrenen Alter an von sich in der ersten Person zu reden anfangen, ist hinfällig. „Wenn man genauer zusieht, hat das Kind doch längst, ehe es „ich“ sagt, ein Bewußtsein von sich selbst in der Form, daß es alles auf sich bezieht, ein großer Egoist und Ichmenschen ist. Ihm fehlt somit längst schon nicht das Bewußtsein, das Gefühl und die Vorstellung seines Ich, sondern nur das Wort dafür. Und das ist ganz natürlich; mit ihm reden alle andern in der zweiten oder, wie es in der Kinderstube üblich ist, in der dritten Person, mit dem Namen, und so knüpft auch das Kind seine Ichvorstellung, sein Ichbewußtsein zunächst an diesen seinen gelernten Namen an und redet in Verbindung mit demselben wie die, von denen es sprechen lernt, von sich in der dritten Person: Karl will“ (Ziegler 65). Auf die bedenkliche Gegenüberstellung von Gefühlen und Empfindungsinhalten, auf die Aufstellung eines doppelten Ich erwidert Dyroff: „Empfindungsinhalte und Gefühlsqualitäten ist kein reiner Gegensatz. Es fehlt der richtige Einteilungsgrund. Ferner muß ich, wenn ich in den Gefühlen mich erlebe, in den Empfindungsinhalten unmittelbar die Gegenstände erleben. Nun sind aber weder in bloßen Empfindungsinhalten-Sein Objekt und Subjekt, noch im bloßen Gefühle Ich und Nicht-Ich unterschieden vorzufinden. Der Empfindungsinhalt sagt nur mechanisch sein „Rot“, „Süß“, „Hart“ aus, und das Gefühl reagiert auf alle Reize nur mit Lust oder Unlust. Oder anders gewendet: Einen Empfindungsinhalt gibt es nicht ohne etwas, worin er enthalten, und eine Gefühlsqualität nicht ohne ein Einheitliches, woran sie zu finden ist . . . Eine weitere

Schwierigkeit zeigt sich sodann in folgendem: Lipps trennt die Empfindungsinhalte von den Gefühlsqualitäten so scharf als nur immer möglich. In jenen erlebe ich mich nur mittelbar und die Gegenstände unmittelbar, in diesen umgekehrt mich unmittelbar und, wie es scheint, das Verschiedenste mittelbar. Sonach können Empfindungsinhalte und Gefühlsqualitäten sich doch nicht so zusammenfinden, daß sie, gleichzeitig gegeben, den vollen Bewußtseinsinhalt ausmachen. Auch nach Lipps sind die Empfindungsinhalte Bewußtseinsinhalte, in allen Bewußtseinsinhalten ist aber, wie wir hörten, das Ich gegenwärtig. Kein Ich aber ohne Gefühl. Also ist auch in jedem Empfindungsinhalte ein Gefühl mitenthalten, Gefühl und Empfindungsinhalt gehen gleichzeitig zusammen. Der Einwand: das Ich des Empfindungsinhaltes sei nur mittelbar erlebt, verfinge nicht. Dieses Ich muß, sofern der Empfindungsinhalt Bewußtseinsinhalt ist, eben das Gefühllich, und kann nicht etwa das nur erschlossene Substrat-Ich sein. Was ergibt sich daraus? Die Folge, daß in dem gleichen Bewußtseinsinhalte zwei verschiedene Iche zusammenstecken, im Empfindungsinhalt das mittelbar erlebte, und im Gefühle das unmittelbar erlebte. Oder: Ich erlebe zu gleicher Zeit das nämliche mittelbar und unmittelbar" (161). Die psychologische Grundstellung, die Lipps einnimmt, hindert ihn an einer reinlichen Entscheidung der Frage, wieweit die Beschreibung des Gegensatzes zwischen Gefühl und Empfindung der erkenntnistheoretischen Elemente entbehren kann. Wer sagt: „Die Wiese ist grün“ und „Ich bin froh“ meint in beiden Fällen mit den Satzsubjekten die realen Objekte, die die Fundamente der gedanklichen Beziehung bilden, nicht die Bewußtseinsinhalte. Somit kann sich in der Tatsache, daß wir Empfindungsqualitäten nur äußeren Objekten, Gefühlsqualitäten aber dem Ich zuschreiben, die Eigenart der beiden

Formen von psychischen Vorgängen und Verhältnissen nur mittelbar ausdrücken, und es bleibt die Frage bestehen, wie es die Empfindungen anstellen, daß sie nach außen, und wie die Gefühle es machen, daß sie nach innen weisen. Darum läßt sich lediglich von einer natürlichen Objektivierungstendenz oder besser Tendenz zur Bewußtseins-transcendenz bei den Empfindungen sprechen. Dyroff kämpft auch mit Recht gegen die Lipps'sche Behauptung an, daß alle Gefühle nur Modifikationen des Ichgefühls sind. Es widerspricht sich doch offenbar, daß, da das Gefühlsich und das Ichgefühl identisch sind, jedes Lustgefühl zugleich Unlustgefühl ist. Für seine Definition des Gefühls kann sich Lipps zwar auf Voße berufen (*Mikrokosmos* I³ 281 f.). Auch das Lipps'sche Gemeingefühl oder Lebensgefühl weist auf Voße hin (*mediz. Psych.* 283). Jedenfalls hat das Gefühl eine äußerst enge Beziehung zum Selbstbewußtsein. Ziegler behauptet sogar, daß in der Form des Gefühls das Selbstbewußtsein zuerst da ist (74). Den Lipps'schen Standpunkt der Nichtlokalisierbarkeit der Gefühle, die mit ihrem subjektiven Charakter zusammenhängt, teilt auch Ribot. Er hält es für ein vergebliches Unterfangen, die einzelnen Gemütsbewegungen im Gehirn räumlich anordnen zu wollen, da jeder Gefühlsvorgang infolge seines diffusen Charakters mehrere Zentren zu gleicher Zeit in Tätigkeit setzt. Die Lipps'sche Definition, daß Gefühle Bestimmtheiten des unmittelbar erlebten Ich sind, ist viel zu weit. So stimmt zunächst seine Definition (*Vom Fühlen* 13) nicht; das Gefühl ist doch 1. nicht reflexiv und 2. nicht aktiv, sondern nur passiv. Daran, daß Lipps den Begriff von „Gefühl“ erweitert, kann ihn zunächst niemand hindern, aber der Eigenart des Lust- und Unlustcharakters vieler Erlebnisse (auch der Affekte) wird er damit nicht gerecht. Daher gibt er denn auch die Kant'sche Ein-dimensionalität des Gefühls auf und nimmt Gefühlsrichtungen

an. Lust und Unlust sind ihm nur Kollektivausdrücke. Er hat eine große Mannigfaltigkeit von Gefühlen zu verzeichnen. Überraschung ist aber kein reines Gefühl; und enthält nicht auch der freudige Schreck im Ferne Unlust? (vergl. Vom Fühlen 11). In der oben angeführten Stelle (Vom Fühlen 12) bildet sich Lipps ein, das sei rein beschreibende Psychologie; es ist aber wesentlich eine wertende Psychologie. Ob und inwieweit eine Psychologie des Wertens möglich ist, ist eine Frage für sich, jedenfalls beweist Lipps hiermit nicht, daß die „Gewichtigkeit“ und „Gewichtslosigkeit“ Gefühlsqualitäten sind; vielmehr verschleiert er mit den bestechend gewählten Worten die große Schwierigkeit der Sache. Auch daß ein ähnlicher Gegensatz auf dem Gebiete der Unlustgefühle (ebenda) existiert, ist wohl richtig; aber es sind teils Gradunterschiede, teils Unterschiede der Komplexion, z. B. mit Erkenntnisprozessen oder mit Willensprozessen, der Passivität oder Aktivität des Gefühls. Alle die von ihm genannten Eigentümlichkeiten sind nicht als primäre Gefühlsqualitäten anzusehen. Lust und Unlust sind vielmehr die Grundbegriffe, um die sich das ganze Kapitel von den Gefühlen dreht. Dies erschöpft sich fast ganz in dem Goetheschen Verschen:

„Himmelhoch jauchzend,
Zu Tode betrübt,“

und aus seinem Bereich ist die Lehre vom Streben zu verbannen. Lust und Unlust sind etwas absolut Einfaches. Die Gefühle sind nicht zusammengesetzt, Lust und Unlust verschmelzen nicht miteinander, sie können bloß rasch miteinander abwechseln. Dagegen spricht auch nicht die sogenannte Gefühlsfärbung, z. B. bei Reue und Zahnschmerz; diese Färbung ist weiter nichts als das begleitende Gegenständliche im Gefühl. Mit Rehmke und Ziegler vertritt auch Titchener diese Ansicht, daß es ein einziges aus Lust und Unlust

resultierendes Gefühl nicht gibt, „daß das Bewußtsein zu einem Mosaik von getrennten Lust- und Unlustgefühlen werden kann“ (I 236). Die besondere Gattung der Gefühle des Ernstes und der Heiterkeit hat denn auch Lipps selbst in seinen letzten Schriften wieder fallen lassen. Er hatte die Heiterkeit definiert als die Färbung der Lust, durch welche diese zur heiteren Lust wird (Komik und Humor 116). Im „Reitfaden“ rechnet er diese Gefühle zu den Mischgefühlen, da er sie aus dem Zusammenwirken von Bedingungen der Lust und Unlust entstehen läßt. Heiterkeit ist doch nichts anderes als maßvolle Lust, und Ernst nichts anderes als leichte Unlust. Auch ist die Einteilung der Gefühle keine scharfe; den gegenständlichen Gefühlen stehen gegenüber die Selbstgefühle. Und die erste Gruppe der gegenständlichen Gefühle bilden wiederum die „Gegenstandsgefühle“. Der Scheidung der Selbstgefühle von den gegenständlichen Gefühlen gibt eine schärfere Begründung Dyroff. „Der Grund dürfte darin zu suchen sein, daß das Ich eben kein Gegenstand — ich meine nicht eines Gefühls, sondern kein Gegenstand überhaupt ist. Das Ich ist und bleibt für immer von allem, was Gegenstand ist, geschieden, und auch wenn ich mir ein Bild von meinem Ich mache, wenn ich mich mir gegenüberstelle, bleibt dieses Objekt von allen anderen Objekten getrennt“ (Philos. Jahrbuch 1904, 158 f.). Lipps redet ferner vom Gefühle der Scham und der Reue; diese sind doch wohl in das Gebiet der Affekte zu verweisen. Scharf ist seine Trennung der Schmerzempfindungen von den Schmerzgefühlen. Es wäre voreilig, mit Orth (22) aus der Tatsache, daß die ersteren mit Unlust verbunden sind, den allgemeinen Schluß ziehen zu wollen, daß alle Gefühle von Reizen abhängig sind.

Lipps polemisiert mit Herbart gegen die Kant'schen Seelenvermögen: „Trotzdem bin ich nicht der Meinung,

daß man die Kluft zwischen Vorstellen, Fühlen und Wollen einfach anerkennen solle. Ich denke vielmehr, diese Kluft habe nie bestanden. Lust und Strebung sind Vorstellungsinhalte so gut wie Blau und Sauer, und sie sind es in demselben Sinne" (Grundt. 20). Mit Kant ist auch ihm Lust „überall Ergebnis seelischer Förderung, Unlust Reflex seelischer Hemmung" (Grundt. 696). Bedeutungsvoll ist sein Begriff der Einfühlung, der bei Schelling und Tieck und namentlich auch bei dem Ästhetiker Vischer eine so große Rolle spielt. Seine Ansicht vom Schönen weicht von der Kantischen ab. Ihm ist das Schöne „genau ebensowohl Gegenstand des Begehrungsvermögens als das Angenehme, nur daß das Begehren bei beiden auf verschiedene Seiten am Wesen der Gegenstände gerichtet zu sein pflegt. Ebenso muß das Wohlgefallen am Schönen ganz in dem Sinne interessiert heißen, in dem das Wohlgefallen am Angenehmen so heißen kann, nur daß das Interesse bei beiden nicht dieselben Inhalte zu haben pflegt. Will Kant dennoch das Begehren von dem Wohlgefallen am Schönen ausschließen, so kann er dies nur unter der Voraussetzung, daß er den Begriff des Begehrens auf das Streben nach Empfindungsinhalten der sogenannten niederen Sinne, des Geruchs, Getats, Geschmacks einschränkt. Er kann ebenso das Interesse an der Existenz von ihm fernhalten nur so, daß er bei der Existenz vorzugsweise an das Vorhandensein der tastbaren, schmeck- und riechbaren Qualitäten denkt. Dazu besteht aber psychologisch kein Grund" (599 f). Mit Kant und Herbart unterscheidet auch Lipps das Gefühl des Angenehmen vom Angenehmen selbst (Grundt. 200). Die Lipps'sche Ethik nähert sich der Kantischen. Beiden ist der Zweck des sittlichen Wollens und Handelns die Vollkommenheit oder die Vervollkommnung. Über das Verhältnis der

Lippschen und Kantischen Ethik vergl. Külpe (Einkl. 298 und 320).

Unwillkürlich drängt sich uns die Frage auf, wie kommt Lipps zu seinen Strebegefühlen? Geschieht dies nicht vielleicht unter dem Einflusse des engen Verhältnisses von Fühlen und Begehren zu einander bei Herbart? ¹⁾ Herbart spricht ferner in der ersten Einteilung der Gefühle (Psych. I, 72) 1. „von Gefühlen, die an der Beschaffenheit des Gefühlten haften“, 2. „von solchen Gefühlen, welche von der Gemütslage abhängen“ und 3. „von mittleren und gemischten Gefühlen“; Lipps kennt Gegenstands-, Konstellations- und gemischte Gefühle. Liegt hier nicht wiederum ein Hinweis auf Herbart? Und in der Tat, die „Grundtatsachen“ verraten ganz deutlich, daß Lipps von Herbart beeinflusst ist. Dafür folgende Belege. Er, der so scharf Empfindung und Gefühl trennt, redet in den „Grundtatsachen“ (z. B. 19 oder 63) noch von „Lustempfindungen“. Auch nach ihm entstehen Gefühle der Lust und des Strebens in uns, wenn Vorstellungen „sich unterstützen, im Gleichgewicht halten, hemmen“ (Grundt. 19), nur daß er die Identität von Fühlen und Wollen einerseits und von Vorstellen andererseits bestreitet. Ferner: „die Lust ... erscheint uns jederzeit an den Vorstellungsinhalt gebunden, durch ihn erzeugt“ (59); oder: „Dauer und Grad der Lust sind völlig abhängig von Dauer, Beschaffenheit, Vollständigkeit, Art des Zustandekommens der Vorstellungen, womit sie verbunden erscheint“ (60), oder: „Endlich sind Wille und Gefühl nicht besondere bewegende Faktoren im Vorstellungsleben, sondern Bewußtseinsreflexe, die unter gewissen näher zu bestimmenden Umständen das nach seinen Gesetzen ablaufende Vorstellungsleben begleiten“ (695). Das Streben nennt Lipps „gehemmte

¹⁾ Gefühl und Wille sind auch Brentano eins 307 ff.

Vorstellungstätigkeit" (699). An anderer Stelle betont er, daß sich die Lustempfindungen nur als Bewußtseinsreflexe gewisser Vorstellungszustände finden (63). Eine Stelle der „Grundtatsachen“ widerspricht seiner Behauptung von der Nichtlokalisierbarkeit der Gefühle: „Keine Vorstellung ist am Ende der Lokalisation völlig unfähig. Selbst dem Ton, unserer Lust, unserem Wollen weisen wir einen Ort an. Dem Ton, den wir hervorbringen, im Rachen, je nach Umständen tiefer unten oder weiter oben, oder zwischen den Lippen, dem gehörten Trompetenton an der Trompetenmündung, den Lust-, Unlust-, Strebungsempfindungen in unserer Brust, der Kehle, den Muskeln u. s. w. Der Grund für diese Lokalisation ist offenbar der wirkliche oder vermeintliche causale Zusammenhang“ (92). Mit Herbart nimmt Lipps zur Ergänzung der psychischen Tatsachen unbewusste Erregungen an (125 ff., ebenso 695). An manchen Stellen ist er gleichsam ein Kommentator Herbarts. „So ist gleich das Eintreten in das Bewußtsein und das Wiederaustreten aus demselben offenbar durchaus bildlich zu nehmen. Wir finden in uns nicht neben Vorstellungsinhalten ein Bewußtsein, in das fertige Inhalte wie in einen leeren Raum eintreten, aus dem sie ebenso wiederum verschwinden könnten, ohne doch aufzuhören, eben dieselben Vorstellungsinhalte zu sein. Vielmehr kann, Vorstellungen treten ins Bewußtsein, nur heißen, sie entstehen als Vorstellungen nämlich, sie verlassen dasselbe, sie vergehen, hören wiederum als Vorstellungen völlig auf zu existieren“ (28). Die Anlehnung an Herbart verrät schon ein oberflächlicher Blick auf das Inhaltsverzeichnis der „Grundtatsachen“. Die Hauptabschnitte, denen einleitend vorausgehen „Kritische Vorbemerkungen“ und „die allgemeinsten Tatsachen“, beschäftigen sich mit dem Vorstellen, dem dann als Schlußabschnitt „das Streben“ folgt. Eine Abhandlung über das Gefühl fehlt

hier noch, nur ist auf einigen Seiten die Rede von der Wirksamkeit der Lustempfindung.

Die Frage, wieweit Lipps von seinen Vorläufern abhängig ist, ist zur Zeit noch kaum abschließend zu beantworten, vor allem, da er es nicht liebt, andere Autoren mit Namen zu nennen, und es meist vorzieht, die Ansichten zu kennzeichnen und zu besprechen. Seine Schriften und seine akademische Lehrtätigkeit legen seine Vertrautheit gerade mit Kant¹⁾ und Herbart an den Tag und bürgen dafür, daß er neben Hume eben diese Denker vornehmlich schätzt. Aber Lipps ist ein zu selbständiger und eigenartiger Philosoph, als daß er sich einem anderen Philosophen oder einer Schule zu eigen gäbe. So ist es kaum glaublich, daß er die Definition der Empfindungsinhalte als gegenständlicher von Sulzer²⁾ übernommen haben sollte; er hat Sulzers Ansicht, wenn er sie überhaupt kennen lernte, schwerlich beachtet. Größte Wahrscheinlichkeit kommt dagegen der Vermutung zu, daß die Entgegensetzung des Subjektiven am Gefühle und des Objektiven an der Empfindung durch Kant angeregt ist; denn Kants Kritik der Urteilskraft kann dem so hervorragend ästhetisch interessierten Münchener Psychologen nicht unbekannt sein. Aber Lipps stützt diese Charakteristik nur mehr als Kant durch Selbstbeobachtung und zieht noch entschiedener die Differenzierung des Sprachbewußtseins heran. Die sprachlich interessierte Psychologie³⁾ bei Lipps tritt besonders stark gegen Ende seiner psychologischen Entwicklung hervor. Einen solch sprachtheoretischen Einschlag enthält z. B. der Begriff der Lustigkeit (Vom Fühlen 11), wobei in dem Lustigen zugleich eine Wertbeurteilung gefunden wird. Einen der markantesten Belege dafür enthält seine Trennung des

1) Vergl. auch Lipps „Ethische Grundfragen“!

2) Palme 40.

3) Versuche zu einer solchen auch bei Brentano, z. B. 117.

Ich, womit ich meinen Körper meine, vom unmittelbar erlebten Bewußtseinsich. So löst sich ihm ein scheinbarer Widerspruch von selbst auf. Der Hunger nämlich ist ihm ein Gegenstand der Empfindung wie z. B. Blau auch, aber die Unlust an dem Hunger, das Widerstreben gegen ihn ist ein Gefühl. Während ich nicht sagen kann, „ich fühle mich farbig“, sage ich wohl, „ich fühle mich hungrig“. Mit diesem Ich meine ich aber nicht das Ich, das in dem Satze steckt: ich fühle mich froh oder traurig, sondern ich meine meinen Körper. Lipps entkleidet seine Beschreibung, soweit als möglich, der erkenntnistheoretischen Elemente. Größer ist, wie uns scheint, bei Lipps die Anlehnung an Herbart, dessen Psychologie Lipps gelegentlich zum Gegenstand akademischer Übungen machte.¹⁾ Daß Herbarts Einfluß in die Tiefe reichte, ergibt sich schon aus der Übernahme des Unbewußten im Seelenleben, das bei allem Unterschied in der Auffassung dieses Unbewußten doch beide Psychologen stark verbindet, und aus der energischen Fortführung der dynamistischen Auffassung des Seelenlebens, zu der sich bei Herbart, wie hier indes nicht im Einzelnen gezeigt werden kann, bereits fruchtbare Keime vorfinden. Humes Anteil tritt im Gebiete unserer Frage zurück; ebenso, trotz zeitweiliger offensichtlicher Anerkennung der Wundtschen Mehrdimensionalität der Gefühlsqualitäten, das Vorbild Wundts, mit dem Lipps von Gefühlen der „Spannung“ redet (z. B. 234). Einen Rest älterer Betrachtungsweise sehen wir darin, daß Lipps gelegentlich noch eine Rückwirkung körperlicher Vorgänge auf Dauer und Stärke der Affekte gibt (s. oben S. 50).

¹⁾ S. Münchener Vorlesungen.

4. Stumpf.

Stumpf bekämpft zunächst, ehe er uns seine eigene Theorie vorführt, die Wundtsche und die Rantsche Gefühlslehre. Die Lehre vom Gefühlston der Empfindung verwirft er mit Rücksicht auf den beiden folgenden Gründen. Da einmal die Sinnesgefühle ebenso Unterschiede der Qualität und Intensität zeigen wie die Empfindungen, so müßte eine Eigenschaft der Empfindung wiederum selbst dieselben Eigenschaften haben wie diese. Sodann ist es ebenso unmöglich, daß eine graduell abgestufte Eigenschaft einer Empfindung Null würde, ohne daß diese selbst zu existieren aufhörte. Es kann nun aber eine Empfindung ganz oder nahezu gefühllos sein, ohne dem Nullpunkte auch nur nahe zu kommen. Auch die drei Hauptstützen der Gefühlsvermögenstheorie läßt Stumpf nicht gelten. Erstens sind ihm die sinnlichen Gefühle nicht mit den sogenannten höheren Gefühlen verwandt, sondern sie sind den Gemütsbewegungen gegenüber ebenso heterogen wie die Sinnesempfindungen. Beide zeigen nur eine Verwandtschaft des Teiles mit dem Ganzen, in dem er nebst anderen Teilen enthalten ist. Zweitens läßt auch Stumpf die Subjektivität der Gefühle den Empfindungen gegenüber nicht gelten. Daß auch die Empfindungen nur etwas Subjektives bedeuten, beweisen ihm die Geruchs- und Geschmacksempfindungen. Es ist daher auch nicht allgemein zutreffend, daß die Empfindungen uns über die Außenwelt, die Gefühle über den eigenen Zustand orientieren. „Wenn wir auf die Empfindungen beim gewöhnlichen anstrengungslosen Atmen achten, so zeigen sie uns den Zustand unserer Atmungsorgane an; wir unterscheiden deutlich das Einatmen vom

Ausatmen und zwar als Zustand unseres Körpers. Dennoch sind es Empfindungen im gewöhnlichen Sinne (wesentlich sog. Muskелеmpfindungen), denen normalerweise von Unannehmlichkeit oder Unannehmlichkeit so gut wie nichts beige-mischt ist" (9). Nicht zulässig findet er es, aus den sprachlichen Wendungen „dies ist heiß" und „dies ist mir angenehm" einen Unterschied der Empfindungen und Gefühle zu konstruieren. Denn darin sieht er keinen Unterschied des Objektiven und Subjektiven, sondern nur einen Unterschied des allgemein und individuell Empfundenen, das bei gleichen Objekten individuell sehr verschieden sein kann. Ja, er stellt die Forderung auf, den Subjektivitätscharakter ganz aus dem Spiele zu lassen. Denn „es handelt sich uns doch um die Erkenntnis und Klassifikation der Elemente des Seelenlebens (bzw. der Erscheinungen). Hierbei darf die Unterscheidung einer Außenwelt von einem Ich keine Rolle spielen. Denn sie ruht offenbar auf einem Zusammenwirken vieler Erfahrungen. Ein Psychologe, der die verwickelten Erfahrungen, wie sie sich an die verschiedenen Klassen von Empfindungen und an die Bedingungen ihres Auftretens knüpfen, in die Beschreibung dieser Elemente selbst hineinträgt, begeht ein *hysteron proteron*, einen psychologischen Fehlschluß" (10). Drittens sind ihm auch die sinnlichen Gefühle lokalisierbar. Dies räumliche Moment ist zudem ja nicht einmal für alle Empfindungsklassen nachweisbar. So schrieb es Locke nur den Gesichtsz- und Tastempfindungen zu, und Nagel erkennt speziell den Geruchsempfindungen die Lokalisierbarkeit ab. Gerade darin, daß sich die geistigen Gefühle nicht räumlich bestimmen lassen, wohl aber die sinnlichen¹⁾, erblickt Stumpf einen wesentlichen Unterschied zwischen beiden. Stumpf unterscheidet sinnliche und höhere Gefühle in gleichem

¹⁾ Worin von der Pfordten dem Berliner Philosophen beistimmt (64).

Sinne wie Empfinden und Denken. Unter dem einfachen Worte Gefühl versteht er ausschließlich eine Gemütsbewegung, also das höhere Gefühl. Während nach Wundt die sinnlichen Gefühle nur Eigenschaften, Momente, Funktionen der Sinnesempfindungen sind, und während nach Kant und Lipps alle Gefühle eine selbständige Gattung psychischen Geschehens darstellen, sind nach Stumpf die sinnlichen Gefühle weiter nichts als eine besondere Klasse von Empfindungen. Er faßt das mit einer einfachen Empfindung verbundene Gefühl als Mitempfindung zentraler oder peripherer Art auf, die sich an andere Empfindungen anschließt und Gefühls-empfindung heißen kann. Die sinnlichen Gefühle gehören daher nicht zum zuständlichen, sondern zum gegenständlichen Teile des Bewußtseins. Unter seinen Gefühlsempfindungen versteht er „Empfindungen, die Gefühlen zugrunde liegen und in sonstigen nahen Beziehungen zu Gefühlen stehen“ (15). Zu den einzelnen Gefühlsempfindungen gehören in erster Linie die Schmerzempfindungen und die in Hautreizungen oder vegetativen Zuständen wurzelnden Lustempfindungen (15). Der Lipps'schen Auffassung, wonach der Schmerz sowohl eine Sinnesempfindung als auch das ablehnende Verhalten meines Ichs zu dieser bezeichnet, hält er entgegen: „Aber man hielt jene zugrundeliegende Empfindung an sich für schmerzlos, für eine Qualität, zu der erst das Gefühl als funktionelles Verhalten oder als eine ganz andere Gattung psychischer Elemente hinzukommen müsse, um den Schmerz zum Schmerz zu machen; während wir uns zu der Ansicht geführt sehen, daß das sogenannte Schmerz- und Lustgefühl die sinnliche Qualität selbst ist, und daß der Schmerz und die körperliche Lust in jener angeblich nur zugrundeliegenden Sinnesempfindung schon durchaus komplett gegeben sind“ (17). Der Schmerz ist also eine reine Empfindung wie jede andere, er besitzt keinen

sog. Gefühlston. Zur Stütze seiner These beruft Stumpf sich auf die Untersuchungen mehrerer Forscher (18 f). Auszuschlaggebend erscheint ihm die von v. Frey behauptete Existenz von Schmerzpunkten, in Folge deren es reine Schmerzen geben muß, die ohne alle begleitenden oder vorhergehenden Druck- und Temperaturempfindungen auftreten können. Stumpf, der die Schmerzempfindungen zu den Druckempfindungen rechnet, sieht gerade darin einen weiteren Beweis für seine Ansicht, daß die Schmerzempfindungen sich nicht streng von andern Empfindungsklassen scheiden lassen. Die zweite Hauptqualität des Gefühlssinnes, der also in dieser Doppelseitigkeit dem Temperaturem gleich, ist das Wohlfühlen. Auch die Lustempfindungen entstehen teilweise durch Hautreizungen (als Kitzel-, Juck- und Wollustempfindungen), teilweise durch die vegetative Tätigkeit des Körpers. Die Frage, ob es ebenfalls Lustnerven gibt, verweist er in das Gebiet der Physiologie. Sodann untersucht Stumpf die sogenannte Gefühlsbetonung der übrigen Sinne, d. h. die rein sinnliche Annehmlichkeit und Unannehmlichkeit, die an Temperatur- und Druckempfindungen, an Gerüche, Geschmäcke, Farben und Töne geknüpft ist. Die Schmerzhaftigkeit höherer Wärme- und Kältegrade und starker Pressung führt er auf hinzutretende Schmerzempfindungen zurück. Auch bei übermäßigen Licht- und Schallreizungen ist der entstehende Schmerz ein wesentlich gleichartiger wie der Hautschmerz; es kommt also auch zu ihnen eine Schmerzempfindung als neue Qualität hinzu. Auch in Fällen gewöhnlicher oder schwacher Reizung, z. B. bei Gerüchen, faßt Stumpf die Annehmlichkeit als bloße Mittempfindung auf, als zentrale Mittempfindung gegenüber den peripherisch bedingten der Schmerz- und Lustempfindung.

Da es periphere und zentrale Lust- und Schmerzempfindungen gibt, so gibt es auch für Stumpf entsprechende

Gedächtnisbilder; er nimmt die Möglichkeit einer Vorstellbarkeit der Annehmlichkeit von Gerüchen z. B. an. Der Kern des ganzen Problems liegt ihm nur in der Schwierigkeit, sich die Qualitäten von Mitempfindungen gesondert vorstellen zu können. Für die Möglichkeit einer Abtrennung beruft er sich auf Nagel, der Geruchsempfindungen in der Erinnerung nicht reproduzieren kann, wohl aber das damit verbundene Lust- oder Unlustgefühl. Die Schwierigkeit, z. B. Tongefühle ohne Töne vorzustellen, erklärt er aus der regelmäßigen Verknüpfung und der so entstandenen Gewohnheit. Auch die Residuen der Gefühlsempfindungen lassen sich unter dem Gesetze der sinnlichen Vorstellung ordnen, sie bilden einen Fall der verkürzten Reproduktion. Man kann sich die „direkte Reproduktion des Tongefühls durch die Notenvorstellung denken, wenn diese häufig genug mit der Tonempfindung und diese wieder mit der Gefühlsempfindung verbunden war“ (34). Daß dagegen die Gemütsbewegungen sich nicht getrennt von ihrem Gegenstande vorstellen lassen, das beweist Stumpf die Selbstständigkeit der Gefühlsempfindungen. Von seiner Ansicht aus glaubt er auch am leichtesten die Frage nach den indifferenten Empfindungen lösen zu können. Wenn nämlich Gefühle eine immanente Eigenschaft der Empfindungen sind oder ein aus Gründen der allgemeinen psychischen Struktur hinzukommendes Element, so müßte jede Empfindung mit Notwendigkeit gefühlbetont sein, wie ja auch Lozes Lehre von der Allgegenwart der Gefühle entstanden ist. Wenn aber die Ausdrucksweise „eine Farbe ist angenehm“ nur besagt, „sie ist von einer Empfindung der Annehmlichkeit begleitet“, so braucht die Gefühlbetonung nicht allgemein allen Empfindungen zuzukommen.

Zunächst läßt Otto v. d. Wörden, der eingehend über die Stumpfsche Theorie handelt (63 ff.), Stumpfs Einwände

gegen die sogenannte Gefühlstheorie nicht gelten (65).¹⁾ Sodann ist ein Einwand Stumpfs gegen die Subjektivität des Gefühls (9) hinfällig, da doch unter diesem Ich, wie Lipps gezeigt hat, der Körper zu verstehen ist. Grnster ist dagegen kein Einwand, daß man aus sprachlichen Wendungen keinen Unterschied der Empfindungen und Gefühle konstruieren dürfe. Doch lassen sich die Gefühle anders als subjektiv charakterisieren? Lipps zeigt doch, daß die Empfindungsinhalte unmittelbar nach außen projiziert werden — das Grünsein der Wiese ist eine sachliche Eigenschaft —, daß wir aber das Gefühl unmittelbar auf uns beziehen. Besser vielleicht noch als den Gegensatz der sachlichen Bezogenheit könnte man den Gegensatz der Sachlichkeit der Empfindungsinhalte im Empfinden und der unmittelbaren Lebensenergie der Gefühlsinhalte im Fühlen ins Feld führen: da wir als bewußte Iche fühlen, können wir das Zurücktreten des Ichbewußtseins und das Hervortreten desselben als phänomenale Bestimmung vorfinden. Auch Külpe, Ebminghaus²⁾, Rehmke³⁾ sowie Otto v. d. Pfordten (61) betonen strikte die Subjektivität des Gefühls. Nicht zu rechtfertigen ist Stumpfs Lostrennung der sinnlichen Gefühle von den höheren. Wie die sogenannten höheren Gefühle den polaren Gegensatz von Lust und Unlust aufweisen, so führt er auch letzten Endes alle Mitempfindungen zurück auf den polaren Gegensatz von Lust und Unlust. Müßten nicht nach seiner Theorie die Mitempfindungen verschiedenartig sein ohne diesen Gegensatz, den es ja bei den Empfindungen

¹⁾ Übrigens erscheinen mir die unterscheidenden Merkmale, die von der Pfordten für Empfindung und Gefühl angibt, sehr unvollständig (61 f).

²⁾ vergl. Fr. Wilhelm (80 ff)!

³⁾ Rehmke ist die Seele in jedem Augenblicke gegenständliches und zuständliches Bewußtsein zugleich, weil beide „offensichtlich“ nichts Gemeinsames aufzuweisen haben (15).

im allgemeinen nicht gibt? Daß man sinnlichen Schmerz polar gegen sinnliche Lust stellen muß ebenso wie geistigen Schmerz gegen geistige Freude, bezeugt eine innere Verwandtschaft zwischen beiden Gegensatzpaaren und die Notwendigkeit, beide zusammenzufassen unter dem Begriff des Gefühles mit seinem polaren Gegensatz der Qualitäten. Auch Ziegler ist sich „des durchgängigen Zusammenhangs alles Psychischen mit dem Leib allzusehr bewußt, um zu erwarten, daß sich die sogenannten höheren Gefühle in ihrem Wesen und ihren gesetzmäßigen Äußerungen von den körperlichen Gefühlen im engeren Sinne spezifisch unterscheiden werden“ (115). Während Kälte eine Kluft zwischen Empfindungen in engerem Sinne, zwischen peripherisch erregten Empfindungen, und bloßen Vorstellungen, zentralerregten Empfindungen, konstatiert, kann er bei den Gefühlen zwischen peripherisch und zentralerregten Zuständen keinen tieferen Unterschied machen und sieht gerade darin einen prinzipiellen Unterschied zwischen Empfindung und Gefühl (Grundriß 231 ff). Die sinnlichen Gefühle setzen zwar Empfindung voraus, sind aber nicht eine Qualität derselben (vergl. Kritik zu Kant!). Es ist, um mit Friedrich Wilhelm zu reden, unstatthaft, „einer bestimmten Empfindung ein qualitativ und intensiv fest bestimmtes Gefühl zuzuschreiben. Das sinnliche Gefühl in seiner Vereinzelung ist also immer Produkt einer doppelten Abstraktion: Zunächst muß es von der begleitenden reinen Empfindung unterschieden, sodann muß unter den wechselnden Gefühlselementen, die unter verschiedenen Bedingungen mit derselben Empfindung verknüpft sein können, das konstanteste festgehalten werden“ (19). Daß die sinnlichen Gefühle sehr wohl von den Empfindungen zu trennen sind, beweisen folgende Überlegungen: 1. Den Gefühlen für sich fehlt im Gegensatz zu den Empfindungen die örtliche

Bestimmtheit; 2. wenn auch die Empfindung die gleiche bleibt, so kann sich das begleitende Gefühl doch ändern (Wundt, *Külpe*, v. d. *Pfordten* 76); 3. das Gefühl kann fortbauern, auch nachdem die Empfindung vorüber ist; 4. die Stärke der Gefühle ist unabhängig von der Intensität der Empfindungen; 5. gerade der Kitzel und das Jucken beweisen, daß mit den Druck- oder Stichempfindungen nicht bloß Unlust, sondern auch Lust verbunden sein kann. Ebbinghaus erläutert an den schmerzlosen Stichen in der Haut den Unterschied zwischen Empfindung und Gefühl auch beim Schmerzsinne. Er, dem der Stich die eigentliche Qualität dieses Sinnes ist, macht den Vorschlag, neben Druck- und Temperaturempfindungen als dritte Qualitätsgruppe Stichempfindungen zu setzen. Auch Titchener, der Mitempfindungen in ganz anderer Bedeutung kennt, teilt die Lipps'sche Auffassung über Schmerzempfindung und -gefühl: „Schmerz ist eine Empfindung; und es ist eine Empfindung, die, je nach der Intensität und den besonderen Umständen, lustvoll, gleichgültig oder unlustvoll sein kann. Gewöhnlich ist er unlustvoll und sehr unlustvoll. Wenn das der Fall ist, sprechen wir in der Psychologie von einem Schmerzgefühl“ (I 227). Auch empfindet häufig der Narkotisierte, was mit ihm vorgeht, erleidet aber oft keine Schmerzen, fühlt also nicht. Und endlich ist der Kitzel oder die Wollust noch nicht vollständig beschrieben, wenn wir sie Lust betiteln, ebenso wenig der Schmerz, wenn wir ihn Unlust betiteln. 7. Wie auf alle bewußten Zustände, so erstreckt sich das Gedächtnis auch auf das Gefühl. Die reproduzierende Vorstellung eines früheren Gefühles und seiner Veranlassung kann die Seele wohl in eine ähnliche oder unähnliche Stimmung versetzen (vergl. auch Otto v. d. *Pfordten* 69). Seiner Behauptung, daß die Unnehmlichkeit von Gerüchen z. B. vorstellbar ist, hält *Külpe* entgegen, daß an bloß vorgestellte

Gerüche sich nicht Gefühlsvorstellungen, sondern eben wirkliche Gefühle anschließen. Auch R. Gordon behauptet auf Grund experimenteller Untersuchungen, daß die Erinnerungen an die gefälligen, mißfälligen und gleichgültigen Eindrücke ziemlich genau sind, und folgert daraus: „Diese Ergebnisse sprechen gegen die Ansicht, nach der in Lust und Unlust selbständige Reproduktionsmotive mit individueller, qualitativ variierender Färbung zu erblicken wären“ (53). Die Untrennbarkeit von Empfindung und Gefühl behaupten auch Ziegler (94) und G. F. Zipps (18). Ziegler faßt den Gefühlston sogar als das wichtigste Moment der Empfindung auf: „Jede Empfindung von genügender Stärke tritt mit einem gewissen Gefühlston auf, der unter normalen Verhältnissen um so intensiver sein wird, je stärker der Reiz ist, bis er sich schließlich zum Schmerz steigert. Durch diesen Gefühlston erzwingt sich die Empfindung die Aufmerksamkeit, mit diesem Ton tritt sie in das Bewußtsein ein, er ist geradezu das, was an der Erscheinung zunächst bewußt wird“ (53), und: „Durch ihren Gefühlston hat die Empfindung den Anspruch, bewußt zu werden“ (55). So ist ihm der Unterschied zwischen Empfindung und Gefühl ein fließender: „Die Empfindung ist durch die Betonung, und soweit sie betont ist, Gefühl“ (88). Auch er ist der Ansicht, daß körperliche Gefühle, insbesondere der Schmerz, nicht reproduziert werden können (178). Denn Gefühle, die sich an Erinnerungsbilder anschließen, sind nicht das, was wir körperlichen Schmerz nennen, der nur zu erleben ist. Wenn Empfindung und Gefühl von einander abhängig sind, warum sollte da nicht auch das Gefühl das Ursprüngliche sein können?

Von Gefühlsempfindungen spricht schon Brentano: „Betrachten wir nun die Gefühlsempfindungen, so finden wir im Gegenteil, daß mit ihren Phänomenen meistens Empfindungen aus einer anderen Klasse verbunden sind,

welche höchstens im Falle einer sehr starken Erregung neben ihnen verschwinden" (109). Auch er scheidet Lust- und Unlustempfindungen: „Namentlich lehrt sie (die Physiologie)¹⁾ fast allgemein, daß die Nerven für die Berührungsempfindungen, in einer andern Weise gereizt, die Empfindungen der Wärme und Kälte und wieder in einer anderen Weise gereizt, die sogenannten Lust- und Schmerzempfindungen in uns hervorbringen" (108). Auch Bain zieht die Gefühle in das Gebiet der Sinnesempfindungen: „Was wir Begehren und Wollen nennen, gehört bei Bain zu dem Gefühl. Und es erscheint Gefühl und Begehren bei ihm wiederum zu einer Klasse verbunden. Außerdem hat er das Gebiet der Gefühle auch nach einer anderen Seite erweitert, indem er die Sinnesempfindungen, welche nach den meisten Neueren und auch nach Aristoteles der ersten Klasse zuzurechnen wären, mit in ihren Bereich zieht" (Brentano 254). Mit Stumpf behauptet Brentano auch die Vorstellbarkeit der Gefühle: „Daß ein Vorstellen in diesem Sinne von jedem, auch dem niedrigsten Gefühle der Lust und Unlust vorausgesetzt werde, das erkennt J. B. Meyer selbst an, obwohl er, in seiner Terminologie von uns abweichend, es nicht ein Vorstellen, sondern selbst bereits ein Fühlen nennt" (106).

¹⁾ Die Notwendigkeit, die Psychologie auf Physiologie zu gründen, betont ganz besonders Horwicz (Psych. Anal. I 148 ff).

III. Schluß.

Zwischen Empfindung und Gefühl bestehen so markante Gegensätze, daß das Gefühl nicht eine Eigenschaft oder Funktion oder besondere Klasse von Empfindung sein kann. Empfindung geht unleugbar auf eine Vielheit von Objekten, Gefühl auf das eigentliche Subjekt,¹⁾ jene wird mir gegeben, dieses erlebe ich. Empfindung gehört zum Erkenntnisvermögen, sie liefert das Material, aus dem sich die äußere Wirklichkeit aufbaut, im Gefühl erkennen wir nichts. Jeder Empfindung entspricht ein Erregungsprozeß innerhalb des Nervensystems, aber gefühlserzeugende Nerven gibt es nicht. Je mehr wir unsere Aufmerksamkeit auf Empfindung richten, um so klarer wird sie; auf unsere Gefühle können wir überhaupt nicht unmittelbar achten. Von Empfindungen haben wir klare Gedächtnisbilder, Gefühle sind nicht so reduzierbar, daß ein wieder erinnertes Gefühl dem früheren völlig gleichkommt. Das Gefühl ist „das dunkelste und unklarste, das verborgenste und tiefste Element des Seelen-

¹⁾ Die Subjektivität der Gefühle faßt in einem ganz neuen Sinne auf Bernhard Koch in seinem eben erschienenen Werke: „Experimentelle Untersuchungen über die elementaren Gefühlsqualitäten.“ Darin wird die Frage aufgeworfen, ob nicht der Inhalt der Gefühlszustände sich deckt mit dem, was wir Organempfindungen nennen. Auf Grund seiner experimentellen Untersuchungen stellt er die Kriterien des Gefühls zusammen, die er aber keineswegs als den Gefühlen allein zukommend ansieht, und kommt zu dem Resultate: „Wir dürfen dennoch die Zustände der Lust und Unlust und die Organempfindungen auffassen als verschiedene Erscheinungsweisen organischer Veränderungen“ (97). Seine elf Gefühlskriterien, die sich teilweise mit den oben angeführten decken, vergl. 82 ff!

Lebens“¹⁾). Infolgedessen ist auch die Mitteilungsmöglichkeit in beiden Fällen eine ganz andere; wenn auch Rehnke gegen die „Unfagbarkeit“ des Gefühls bei Ziegler polemisiert (47), so steht doch fest, daß das Fühlbare sich weit weniger und schwieriger als das Anschaubare mit Worten wiedergeben läßt. Liegt nicht darin auch eine große Schwierigkeit für die Experimentalpsychologie des Gefühls? Schon die Tatsache allein, daß diese auf dem Gebiete des Gefühls nicht gleiche Klarheit zu schaffen vermag wie auf dem der Empfindung, spricht mir dafür, daß Empfindung und Gefühl etwas wesentlich Verschiedenes sein müssen.²⁾ Ferner ist Erkenntnis klarer ohne Gefühlsanteilnahme, während sie durch gefühlsmäßige Betrachtung getrübt wird.³⁾ Andererseits kann das Gefühl nach dem Grade seiner Intensität die Lebhaftigkeit der Reproduktion und Phantastetätigkeit steigern; kommt dies dem Künstler zugute, so kommt jenes dem Denker zugute. Wenn auch die Empfindung die gleiche bleibt, so kann sich das begleitende Gefühl doch ändern; auch kann es fortdauern, nachdem die Empfindung vorüber ist. Die aus Empfindungen entstehenden Vorstellungen

1) Ziegler (5).

2) Auch Titchener reicht schon das Fehlen des Klarheitsmomentes bei den Gefühlen hin, um sie von den Empfindungen zu trennen; „ein Vorgang, der nicht zum Gegenstand der Aufmerksamkeit gemacht werden kann, ist von Grund aus von einem Vorgange verschieden und muß von Grund aus eine andere Rolle im Bewußtsein spielen als ein Vorgang, der in der Aufmerksamkeit festgehalten und gesteigert werden kann“ (I 232).

3) „Wir wissen aus vielfacher Erfahrung, wie das Gefühl das Denken und seine ruhige, objektive Betätigung erheblich beeinträchtigt und trübt. Wobei wir gefühlsmäßig lebhaft beteiligt sind, das betrachten wir nicht objektiv, nicht sachlich und gegenständlich, das Interesse fälscht Wahrnehmen und Denken“ (Ziegler 57).

bleiben sich gleich, haben Dauer, die Gefühle jedoch sind veränderlich. Anders fühlt derselbe Mensch als Knabe, anders als Jüngling, anders als Mann, anders als Greis. Die Sinne werden mit der Zeit schärfer, Gefühle stumpfen sich durch häufige Wiederholung ab. So empfindet der Landbewohner, der an seine Umgebung gewöhnt ist, nicht die Freude des Städters an ländlichen Reizen. Die Stärke der Gefühle ist ferner abhängig von der Intensität der Empfindungen. Auch die schmerzlosen Stiche in der Haut bedingen einen Unterschied zwischen Empfindung und Gefühl. Die Gefühle besitzen weiterhin eine hohe biologische Bedeutung, es besteht unstreitig ein Verhältnis zwischen Lust und Förderung, zwischen Unlust und Schädigung des Organismus.¹⁾ Schließlich ergibt sich noch ein wesentlicher Unterschied aus der Einteilung der beiden Begriffe. Lassen sich die Empfindungsqualitäten nicht in zwei Rubriken bringen, so steht der polare Charakter der Gefühle fest, das Gefühlsleben bewegt sich in Gegensätzen von der höchsten Lust bis zur tiefsten Unlust.²⁾ Als die einzige logisch glatte Einteilung der Gefühle erscheint mir daher die nach dem Zuständlichen in Lust und Unlust. Die Einteilung nach dem Gegenständlichen, nach der Beschaffenheit der Gefühlsursachen,

¹⁾ G. F. Lipps findet bei den Lustgefühlen eine Verstärkung des Pulses, eine Vertiefung des Atemholens, eine Erweiterung der Blutgefäße, bei den Unlustgefühlen eine Schwächung des Pulses, wechselnde Respirationstiefe und eine Herabsetzung des Volumens von Körperteilen als Begleitererscheinungen (141).

²⁾ Über das Verhältnis der Empfindungsqualitäten zu den Gefühlsqualitäten äußert sich Külpe: „Könnten wir doch etwa 13000 unterscheidbare Qualitäten angeben und wird doch diese Zahl noch bedeutend übertroffen durch die mannigfaltigsten Combinationen dieser Elemente und die unterscheidbaren Zustände, in denen jede Qualität nach ihren Eigenschaften gegeben sein kann. Wie arm erscheint dagegen der qualitative Bestand der Gefühle!“ (236).

die sinnliche und höhere Gefühle ergibt, betrifft nicht das Wesen der Gefühle.¹⁾ Verschiedene Arten von Lust und Unlust gibt es nicht, nur die Ursachen, die Gegenstände sind verschieden. Auch Affekt und Stimmung sind nur graduell vom Gefühl verschieden.

Die Hauptverfechter dieser Ansicht, daß das Gefühl etwas ebenso Primäres ist wie die Empfindung, sind Kant und der von ihm beeinflusste Lipps, denen wir vor allem Ebbinghaus, Mehnke und Külpe anreihen können. Ihnen stehen gegenüber als Vertreter der Theorie, daß das Gefühl etwas Sekundäres ist, Herbart und der von ihm beeinflusste Bencke. Außerhalb dieser beiden Reihen stehen dann schließlich Brentano und Stumpf.

¹⁾ Sie verwirft Külpe als unpsychologisch: „Es ist diese Unterscheidung niederer und höherer Gefühle nur ein Ableger der anderen, wonach die Sinnesindrücke, das ganze Gebiet sinnlicher Wahrnehmung ein Niederes gegenüber den Begriffen des Verstandes oder der Vernunfttätigkeit sind. Eine solche Wertschätzung stammt aus einer rationalistischen Metaphysik und nicht aus rein psychologischen Überlegungen“ (237). Ziegler nimmt zum Einteilungsgrund 1. die Intensität der Gefühle und erhält Gefühl und Affekt, 2. die Dauer und erhält Gefühl und Stimmung, 3. die Qualität und erhält Lustgefühle, Lustaffekte, Luststimmungen und ihr Gegenteil (127). Lassen sich diese Einteilungen nicht wieder zusammenziehen in den alten Gegensatz von Lust—Unlust mit ihren graduellen Unterschieden?

Lebenslauf.

Geboren wurde ich, Johann Malbach, katholischer Konfession, Sohn des verstorbenen Kaufmannes Georg Malbach und seiner Ehefrau Anna, geb. Daum, zu Geislauntern, im Kreise Saarbrücken, am 18. April 1884. Das Zeugnis der Reife erhielt ich Ostern 1905 am Kgl. Kaiser-Wilhelm-Gymnasium zu Trier am 17. März. Darauf studierte ich ein Semester an der Universität zu Freiburg, zwei Semester zu Berlin und fünf Semester zu Bonn. Mein Seminarjahr leistete ich am Gymnasium zu Boppard ab, meine Probejahr am Realgymnasium zu Böcklingen. Als anstellungsfähiger Kandidat war ich von Herbst 1911 bis Ostern 1912 am Kgl. Dreikönigs-Gymnasium zu Köln, und seither bin ich beurlaubt an die Ordens- und Missionschule der Dominikaner zu Bechta. Die mündliche Doktorprüfung bestand ich am 5. März 1913.

Von meinen Bonnern Lehrern, den Herren Professoren Vitzmann, Schulz, Mary, Erdmann, fühle ich mich insbesondere Herrn Professor Dyroff, der mir bei vorliegender Arbeit stets mit Rat und Belehrung zur Seite stand, zu herzlichem Danke verpflichtet.

